6 Merkmale von Intervenierenden – Selbst- und Fremdbilder

Das zweite empirische Kapitel widmet sich den Intervenierenden selbst. Was zeichnet sie aus? Anhand welcher Kategorien lassen sie sich beschreiben, woran machen sie selbst Unterscheidungen zu wem fest und was lässt sich darüber hinaus im Impliziten beobachten? Ich möchte die Antworten auf diese Fragen anhand von drei Kategorien auffächern.

Die erste zentrale Kategorie für die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierende ist Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit (6.1) – maßgeblich durch ihre Körperlichkeit, aber auch durch andere Objekte empfinden Intervenierende sich als mehr oder weniger sichtbar und schreiben dieser Sichtbarkeit bestimmte Folgen zu: Identifikation, Öffentlichkeit, Angreifbarkeit, aber auch Schutz und Wertschätzung. Als zweites steht die Kategorie Nähe und Distanz im Fokus (6.2). Ich diskutiere, was soziale Nähe und Identifikation bzw. Distanz und Fremdheitsgefühle begünstigt und welche Rolle die eigenen Kolleg_innen einerseits und die lokalen Anwohner andererseits für die Selbst- und Fremdverständnisse verschiedener Intervenierender spielen. Ungleichheit und Macht sind die Leitkategorien im dritten und letzten Unterkapitel (6.3). Sie rücken einen besonderen Aspekt der Beziehung zwischen Intervenierenden und Intervenierten in den Mittelpunkt, anhand dessen viele Intervenierende ihr Selbstverständnis, ihre Rolle, ihre Legitimität und ihre Position in den sozialen Strukturen der Intervention reflektieren. Ähnlich wie im vorherigen Kapitel zur Interventionssituation sind auch die Unterkapitel zu den Intervenierenden strukturiert: zunächst werden die Intervenierenden anhand der jeweiligen Kategorie beschrieben und dann die Konsequenzen und dazu entwickelten Strategien/Einstellungen/Gefühle skizziert. Zum Schluss fasse ich die wesentlichen Merkmale der Intervenierenden zusammen (6.4).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.1 „CHECKER-WEIßE JEEPS“, *COMPOUNDS*, UNIFORMEN. DIE SICHTBARKEIT UND UNSICHTBARKEIT VON INTERVENIERENDEN

Auch entlang der Kategorie Un-/Sichtbarkeit lassen sich die Erfahrungen meiner Gesprächspartner beschreiben bzw. tun sich spannende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihnen auf. Im Laufe der Analyse fiel mir auf, dass Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten in den Erzählungen zum einen explizit als solche benannt wurden und zum anderen, meinerseits als Analysekategorie bestimmten Erzählungen meiner Gesprächspartner zugrunde gelegt, grundlegende Deutungsmuster von Interventions- und Interaktionserfahrungen erhellen konnten. Ich fragte: Wer oder was ist un-/sichtbar? Wann ist jemand oder etwas sichtbar und warum? Was bedeutet un-/ sichtbar zu sein und welche Implikationen, welche Folgen hat das ‚Sehen und gesehen werden‘ für Intervenierende?

Intervenierende selbst lassen sich als un-/sichtbar begreifen: Insofern Sichtbarkeit Materialität voraussetzt, werden Intervenierende durch ihre Körper, ihr Sprechen, ihre Kleidung, durch Objekte in ihrer unmittelbaren Nähe wie Autos oder Waffen sichtbar. Sichtbarkeit ist außerdem an die Möglichkeit eines Beobachters oder einer Beobachterin geknüpft. Wem sich Intervenierende wie zeigen möchten, ist dabei eine Entscheidung, die sie nur bedingt individuell und gezielt treffen können, so meine Beobachtung. Entsprechend möchte ich im Folgenden die UN-/Sichtbarkeit in ihren Bedingungen, ihren Konsequenzen und den Strategien auffächern, mit denen sie von Intervenierenden selbst verknüpft wird sowie meines Erachtens verknüpft werden kann. Ist die Rede von Un-/Sichtbarkeit, schwingt also immer mit, wer (als wer) gesehen wird und wer (als wer) sieht. Sichtbarkeit setzt ein Mindestmaß an Unterscheidbarkeit voraus: Um sichtbar zu sein, muss sich etwas in irgendeiner Weise – in Form, Farbe, Struktur – von seiner unmittelbaren Umgebung abheben.[1] Insofern ist Un-/Sichtbarkeit eine Dimension, die soziale/identitäre Grenzziehungen sichtbar macht. Zugleich lassen sich bestimmte Intervenierende weder in jeder Hinsicht als un-/sichtbar oder un-/sichtbarer als andere kategorisieren, noch ist Un-/Sichtbarkeit immer mit ähnlichen Konsequenzen assoziiert, immer positiv oder immer negativ konnotiert. Zugleich impliziert Sichtbarkeit Identifizierbarkeit und in der Folge die mögliche Positionierung in Beziehungs-/Konflikt-/Macht-Geflechten.

Ich will im Folgenden argumentieren, dass sich an der Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden, ihren Körpern und mit ihnen assoziierten materiellen und räumlichen Strukturen zentrale Kategorien der Selbst- und Fremdverständnisse von Inter-

1 Umgekehrt – da werden Bedingung und Konsequenz schon zu Henne und Ei – kann man Unterscheidbarkeit auch als Konsequenz von Sichtbarkeit ansehen (siehe unten).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

venierenden wie Identität, Differenz, Legitimation und Macht hin- und herwenden und festmachen lassen. Dazu entfalte ich zunächst, was sichtbar wird – erst materiell gesprochen im Sinne der Körper und Objekte, die in den Blick geraten, und dann auch symbolisch gedacht im Hinblick auf die Bedeutungen, die denselben im Wesentlichen zugewiesen werden (6.1.1). Anschließend beantworte ich die Fragen, was aus Un-/Sichtbarkeit folgt und welche Strategien Intervenierende entwickeln, um mit diesen Folgen umzugehen (6.1.2).

6.1.1 Wer oder was ist sichtbar?

Sichtbarkeit, Materialität und Körperlichkeit

Woran wird Un-/Sichtbarkeit genau festgemacht? ‚Etwas gerät ins Visier', daran ‚hält das Auge fest'. Beide Redewendungen verdeutlichen, dass Sichtbarkeit eine gewisse Form von Materialität voraussetzt. Die Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden lässt sich maßgeblich an ihrer eigenen Materialität bzw. an ihrer eigenen Körperlichkeit festmachen. Das zeigt auch das folgende Zitat aus dem Gespräch mit Andreas Fechtner:

„JB: Wie würden die [Einwohner vor Ort] Sie sozusagen beschreiben? (1) Ähm-
AF: Ich würde schon mal unterscheiden zwischen Einheimischen, also den Äthiopiern, und den Somalis. Ähm, interessant ist, dass ganz viele ähm jetzt erstmal für beide gesprochen, Somalis und Äthiopier noch nie Weiße gesehen haben, oder eben nur ganz wenige Weiße in ihrem Leben. Äh, (3) ich meine, es gibt ja auch da Begriffe für, ja, äh *ferengi* für äh (1), und Langnasen und weiße Haut, und dann, also selbst die Kinder rufen dann *ferengi*, *ferengi*, ja, und haben da einen Riesenspaß, wenn man da mit dem Jeep vorbeifährt, also wir kommen irgendwie so von einem anderen Planeten. Für die Kinder, ja? Allein weil wir so aussehen, wie wir aussehen." (Interview Andreas Fechtner)

Die eigene Auffälligkeit, die Fechtner beschreibt, weist gleich auf zwei Bedingungen von Sichtbarkeit hin: auf den Zusammenhang von Sichtbarkeit und Körperlichkeit und auf die Relativität von Sichtbarkeit. In seinem Fall werden er und seine Kollegen aufgrund ihrer weißen Haut sichtbar, einem untrennbaren Bestandteil ihrer Körper und sie werden sichtbar, weil sie sich diesbezüglich von ihrem Interventionsumfeld, von den Intervenierten, unterscheiden. Die hier zitierten Kinder haben keine weiße Haut, die deshalb zum Unterscheidungsmerkmal werden kann. Nicht immer klappt die Identifikation so, wie Intervenierende sich das wünschen. So schildert Thomas Eben, dass seine Organisation großen Wert auf seine Positionierung als neutraler und unparteilicher Akteur legt und auch deshalb demonstrativ Abstand zu militärischen Akteuren und zum Konfliktgeschehen hält, um nicht mit ihnen assoziiert zu werden. Doch Thomas hält fest:

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„Wir werden nicht immer von jedem als neutral gesehen. *Ja*, mir wurde im in der Elfenbeinküste gesagt von einem, als ich sagte, hier, sprach mit dem, ich fragte ihn irgendwas, da sagt er, musst du zu deinen Brüdern da drüben gehen und ich wusste gar nicht, wen er meinte, und dann zeigt er in der Ferne auf die Franzosen. Das französische Militär. Dann- der, ne? (1) Weißer, Weißer, ne? Wie hier Neger, Neger, ne? Alle gleich, ne? Das- jetzt da- ich erlaub mir das mal, trotz Aufzeichnung (JB: bitte) hier, (räuspert sich, 1) Das stimmt natürlich nicht und dann muss man halt dagegen halten." (Interview Thomas Eben)

Für sein Gegenüber ist klar: Nicht die Uniformen der einen und die T-Shirts der anderen sind für die soziale Zuordnung der Fremden entscheidend, sondern die Hautfarbe ist es.[2] Thomas kritisiert dies zwar nicht als ‚objektiv falsch', aber als fälschlicherweise vereinfachend, als unzulässig reduzierend. Für ihn (und ein Großteil der humanitären Community) ist die Unterscheidung Militär/Nicht-Militär, neben der Unterscheidung verschiedener Nationalitäten, maßgeblich. Es ist nicht der einzige Ausschnitt, der zeigt, dass Intervenierende als „Weiße" sichtbar werden.[3] Eine Kategorie, die sich begrifflich am Körper, an der Hautfarbe des anderen festmacht und in der gleichzeitig etwas mitschwingt, wie Madlens Schilderung anklingen lässt:

„Also erstmal kommen viele Kinder auf dich zu. Die unter Umständen tatsächlich auch noch nie so eine wirklich Weiße aus der Nähe gesehen haben. Was für sich schon ein Event dort ist. So. Das fand ich aber auch immer nicht schlecht, das fand ich ganz niedlich, ähm, und da habe ich auch gar kein Problem mit." (Interview Madlen Schader)

2 Poulignys Hinweis im Hinterkopf, dass man immer die Interventionsgeschichte eines Landes oder einer Region bedenken müsse, um aktuelle Interventionspraxis zu verstehen (Pouligny 2006: 160), leuchtet mir diese Unterscheidung ein. Die Geschichte der Intervention ist in der Elfenbeinküste wahrscheinlich eine weiße Geschichte, schon zu Kolonialzeiten waren Intervenierende weiß und die Hautfarbe der sichtbare Unterschied zu lokalen Bewohnern, der zum Symbol der Dominanz und Ungleichheit wurde.

3 ‚Normalerweise', jedenfalls in der Erfahrungswelt von Deutschen weißer Hautfarbe, sind sie als Weiße unsichtbar. Normalerweise gehören sie zu einer weißen Mehrheitsgesellschaft, die das Privileg genießt, nicht thematisiert zu werden. Selbst in der Rassismusforschung, und das merkt die *Critical Whiteness*-Forschung in Person von Amesberger und Halbmayr kritisch an, werde das Fremde problematisiert, bleibe das Eigene „als Norm, als Standpunkt, als Ort kultureller und politischer Handlungsweisen, Identitäten und Privilegien unhinterfragt" (Amesberger/Halbmayr 2008: 1). Weißsein ist zu Hause, in der Mehrheitsgesellschaft, mit dem Privileg der Unsichtbarkeit verbunden. So ganz anders in der Fremde und entsprechend bemerkenswert. Denn sie werden nicht nur als ‚mit weißer Hautfarbe' markiert, sondern auch mit den damit verbundenen ökonomischen und sozialen Privilegien, der damit verknüpften Macht.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Ihr letzter Nachsatz deutet an, dass derartig rassifiziert zu werden ein Problem sein könnte, dass es durchaus denkbar ist, das schlecht zu finden.[4] Tatsächlich macht sie sehr deutlich, dass nicht entscheidend ist, ob sie sich reduziert fühlt.

Wenn ich also im Folgenden die Dimension „Körperlichkeit/Materialität" als Bedingung von Sichtbarkeit aufmache, geht damit immer auch ein Vergleich von Körperlichkeiten, ein Konstruieren und Benennen in Relation zu … einher. Ich will erst auf das eine, die Materialität und Körperlichkeit eingehen, bevor ich wieder auf die Relationalität und Relativität von Sichtbarkeit zurückkomme. Schon Mead und Goffman rücken die Körperlichkeit des Handelns in den Mittelpunkt. Der Körper sei weniger „zwangsläufiger Bestandteil sozialer Interaktion" als vielmehr „deren unhintergehbare Basis" (Klein 2005: 75). Allein die Rolle eines anderen einzunehmen, sich in jemanden *hinein*zuversetzen, wie Mead es sich als Voraussetzung von Kommunikation und Basis sozialen Handelns denkt, setzt Körperlichkeit voraus.[5] Und indem wir uns, ganz jenseits einer bewusst-unbewusst-Unterscheidung, anhand unserer Körper im Raum, im Verhältnis zu anderen Menschen oder Objekten positionieren, wird der Körper zum kommunikativen Medium, sowohl zum Behälter als auch zum Ausdruck von Wissen (Knoblauch 2005: 104-105). Knoblauch führt aus: „Als kommunikatives Medium ist der Körper der Dreh- und Angelpunkt, von dem aus unser Verhältnis zur Welt konstruiert wird: die Aktivitäten unserer körperlichen Sinne, das Ausdrucksverhalten in Mimik und Gestik, unsere äußere Erscheinungsweise, die Techniken des Körpers." (Ebd.) In einer ethnografischen oder einer beobachtungsbasierten soziologischen Studie wäre die Hervorhebung der Körperlichkeit sozialer Interaktion heutzutage wohl – der *Body turn*[6] lässt grüßen – keine Überraschung mehr, sondern vermutlich schon diskursive Selbstverständlich-

4 Anne-Meike Fechter nimmt schön auseinander, wie umfassend weiße *Expatriates* in Indonesien vermeiden, den Blicken der Einheimischen ausgesetzt zu sein, weil sie ihre „bodily visibility as Whites in a predominantly Asian environment" (Fechter 2007: 62) so unangenehm fänden. In der Öffentlichkeit angestarrt und als Weiße benannt bzw. gerufen zu werden, empfinden sie in großen Teilen als rassistische und damit ungeheuerliche Praxis. Fechter schließt daraus, „the gaze represents a form of power which many expatriates, not always successfully, aim to escape" (ebd.). Ähnlich wie Fechter stellt Heron fest, dass einige ihrer Befragten das unangenehme Gefühl haben, aufzufallen und ständig herauszustechen, und zugleich überhaupt nicht daran denken, dass sie es sind, die zu Hause starren: „Missing, too, is an acknowledgement that being made to feel conspicuous by virtue of race is a practice reciprocated by white subjects in the North, where positional superiority is not on the side of the person of colour who is so singled out." (Heron 2007: 63)

5 Siehe auch Knoblauch 2005: 105.

6 Siehe beispielsweise Gugutzer 2004, Schroer 2005, Böhle/Weihrich 2010.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

keit/modische Notwendigkeit. Dass sich Körper und Materialität in einer erzählfokussierten, interviewbasierten Untersuchung zu einer zentralen Kategorie machen lassen, ist meines Erachtens allerdings spannend und bemerkenswert.

Ich schreibe auch deshalb „machen lassen", weil gewisse Aspekte dieser Körperlichkeit und Sichtbarkeit im Impliziten bleiben, nicht explizit formuliert werden und doch in meinen Augen mit Deutungen und Erzählungen einhergehen, gewissermaßen verborgen und nichtsdestotrotz wesentlich sind.[7] Manche Dinge sind so elementar, so grundsätzlich, so selbstverständlich, dass sie erst beim genaueren Hinsehen, bei der Wort-für-Wort- oder Sequenzanalyse hervortreten. Wenn Frauen in den Gesprächen mit mir das Für und Wider von körperverdeckender Kleidung in einem stark muslimisch geprägten Umfeld wie Afghanistan abwägen, wenn die Soldaten das Dilemma schildern, in als unsicher eingeschätzten Situationen als einzige die Schutzweste anzubehalten und damit ein Affront gegenüber ihrem afghanischen Gastgebers zu riskieren, wenn Fechtner von den „flammneuen weißen Toyota Jeeps" erzählt, mit denen VIPs die Flüchtlingslager besichtigt hätten, oder Peter Leibhart meint, wenn er in ein Dorf fahre, würden die Leute klatschen, dann sehe ich darin Variationen des Bewusst-Machens und Erzählens der eigenen Sichtbarkeit und Körperlichkeit.

Zum Großteil lässt sich diese Un-/Sichtbarkeit an Körpern und Kleidung festmachen. Intervenierende werden sichtbar, weil sie die örtliche Sprache nicht oder nur mit Akzent sprechen, weil sie weiße Haut haben oder keinen Bart tragen, weil sie (als Frauen in muslimisch geprägten Ländern) nur ein lockeres Kopftuch tragen. Sie werden sichtbar, weil ihre Kleidung mit UN-Emblemen oder NGO-Logos versehen ist, weil sie militärische oder polizeiliche Uniformen tragen.[8] Zugleich ist die Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden nicht auf deren Leib und die Kleidung begrenzt, die diesen bedeckt, sondern erstreckt sich darüber hinaus auf zentrale Gegenstände, Symbole und räumliche Strukturen, die sich Intervenierende zu eigen machen bzw. die ihnen zugeschrieben werden. Prominent in diesen Rollen sind Gebäude (*Compounds*, Hotels) und Fahrzeuge (Jeeps, gepanzerte Wagen). Intervenierende brauchen Unterkünfte, brauchen Büros, brauchen Lager, brauchen Platz und

7 Darin liegt womöglich weniger ein Widerspruch als vielmehr eine Erklärung: Sie sind so selbstverständlich, dass sie nicht mehr benannt werden müssen. Wenn ich nun als Intervenierender in eine neue Umgebung komme, und dann später davon, von meinen Eindrücken und Erlebnissen erzähle, erzähle ich zwangsläufig meinen Körper mit, weil ich nur qua Körperlichkeit Zugang zu der Welt/meinem Welt-Erleben hatte und habe. Also schwingt dieser Körper im Erzählten mit und muss mitgedacht, mitgelesen, mitinterpretiert werden, um die erzählten Wahrnehmungen verstehen und entziffern zu können.

8 Auch an diesen Beispielen wird deutlich, dass es Differenzen zwischen Intervenierenden bzw. zwischen Intervenierenden und Intervenierten sind, die sichtbar machen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Orte zum Arbeiten, Schlafen, Leben und Wohnen. Ihre Anwesenheit wird daher auch in Gebäuden und räumlichen Strukturen sichtbar – sei es, weil plötzlich innerhalb eines kurzen Zeitraums luxuriöse Hotels, Restaurants und Wellness-Anlagen wie Pilze aus dem Boden schießen, die fast ausschließlich ein gut ausgestattetes, internationales Klientel ansprechen (Büscher/Vlassenroot 2010: 266) oder weil sich nach 13 Jahren ISAF-Einsatz in Afghanistan die Frage stellt, wer eigentlich die (militärischen) *Camps* und Anlagen nutzen könnte, die die Intervenierenden hinterlassen, wie Werner Petzold im Gespräch erzählt.

Am Beispiel des von vielen Intervenierenden genutzten *Compound* lässt sich illustrieren, dass das separate Wohnen hinter hochgeschützten Mauern Intervenierende gleichzeitig sichtbarer und weniger sichtbar macht. Sie sind als Gruppe sichtbarer insofern, als sich ihre Unterkunft deutlich von denen der sonstigen Anwohner unterscheidet. Und sie sind weniger sichtbar, insofern sie durch Mauern und Wachschutz nur noch dann (z. B. für Anwohner_innen) zu sehen sind, wenn sie sich außerhalb derselben bewegen. Unterschiede zwischen den verschiedenen Intervenierenden bleiben für Außenstehende womöglich unsichtbar. Und es hat ebenso zur Folge, dass sie unter diesen Bedingungen nicht als Privatpersonen, sondern ausschließlich in ihrer öffentlichen, beruflich bedingten Rolle sichtbar werden.

Auch in den von Madlen bereits erwähnten, grundsätzlich ja öffentlichen Hotels sind Intervenierende nur bedingt zugänglicher und insofern sichtbarer für die Bewohner drum herum. Möglicherweise steht keine Mauer um das Grundstück, steht keine Wache an der Einfahrt, aber die Übernachtung bzw. das Essen sind für Nicht-Intervenierende schlicht zu teuer (vgl. 6.3). Entsprechend handelt es sich bei Hotels und bestimmten Restaurants ebenso wie im Fall des *Compounds* um Strukturen, die stark mit Intervenierenden assoziiert werden, anhand derer Intervenierende für ihre Umgebung sichtbar werden.[9] Jenseits der Gebäude sind es die Fahrzeuge, mit denen

9 Werner Distler erwähnt in seiner Arbeit zu Interaktionserfahrungen deutscher Polizisten im Kosovo, dass ein Interviewter dagegen gerade „Restaurants als gemeinsame Interaktionsbühne“ ansah, „in denen man gut beobachten könne, wie stark sich Internationale und einheimische Bevölkerung in den gleichen Räumen bewegten“ (Distler 2014: 204). Aber weder wird in der Interviewaussage deutlich, welcher Art die Interaktion in derlei Räumen ist, noch spiegelt sich diese Einschätzung in anderen Interviews oder Distlers Interpretationen wider. Smirl wiederum argumentiert, dass Hotels für den Alltag humanitärer Helfer insofern als zentral angesehen werden können, als sie in Helfer-Memoiren in vielerlei Funktionen auftauchen: als zeitweise Unterkunft, als Rückzugsort, als *networking space*, als Transit- und Beziehungsraum – als Raum, in dem sowohl hohe Politik gemacht wird als auch „the politics of the everyday“ sich abspielen: sowohl die großen offiziellen Konferenzen als auch die informellen Treffen und zufälligen Begegnungen (Smirl 2015: 107).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sich Intervenierende fortbewegen, die sie sichtbar machen. Ob Projekte besichtigt, Baustellen begutachtet, Partner besucht, VIP-Besucher begleitet oder Kranke versorgt werden: Für die Mehrheit der Bevölkerungen sei die Präsenz der UN-Blauhelme „often no more than big Toyota Land Cruisers and other all-terrain vehicles in white colours" (Pouligny 2006: 43).

In vielen Ländern sei das weiße SUV der UN-Organisationen inzwischen gar ein bekannteres UN-Symbol als der blaue Helm der *Peacekeeper*, so Lisa Smirl (2015: 101). Einem alten (auch zynisch anmutenden) Spruch zufolge sei der Land Rover das erste Fahrzeug, das 70% der Weltbevölkerung im Leben sehen (Wernle 2000, nach Smirl 2015: 102). Und tatsächlich taucht der weiße Land Rover oder Toyota sowohl in populären Erlebnisberichten als auch in der wissenschaftlichen Literatur regelmäßig als Sinnbild und Inbegriff internationaler humanitärer bzw. ziviler Intervention auf (siehe auch unten „Sichtbarkeit, Identifikation, …"). Für MSF gehört er inzwischen zur Standardausstattung, so Peter Redfield (2013: 78).[10] Roths Interviewpartnerin sieht in den sich auf der Straße stauenden weißen SUVs ein Sinnbild fehlender Koordination internationaler Hilfe (Roth 2015: 88-89). Und analog zum weißen Toyota der UN und NGOs kann sich auch die EU einer *corporate identity* bedienen und stellt den Angehörigen ihrer Polizeimission „blaue Autos mit einem Stern an der Tür" (Lutz Säger) zur Verfügung. Die Außenwirkung dieser Fahrzeuge wird im fachöffentlichen Diskurs insofern mitgedacht, als die Gestaltung von Fahrzeugen in bestimmten Farben und mit bestimmten Symbolen oft ganz pragmatisch als Voraussetzung dafür verstanden wird, dass lokale Bewohner zwischen verschiedenen intervenierenden Akteuren unterscheiden können. Eine Logik, die sowohl in meinen Interviews als auch in vielerlei Literatur bestätigt wird.

Aber auch jenseits der ‚Farbenlehre' wird Fahrzeugen zugeschrieben, nach außen zu wirken. So schildert mir ein deutscher Ehemaliger der EULEX-Rechtstaatlichkeit-Mission im Kosovo, wie herausfordernd er es fand, sich mit einem Kleinwagen oder auch einem Fahrrad im lebhaften Straßenverkehr zu be-

10 Redfield beschreibt, wie im Laufe der Zeit mit wachsender Felderfahrung sogenannte *kits* von MSF entwickelt wurden, feste Zusammenstellungen von wesentlichen Materialien zu bestimmten Zwecken, der „cholera kit" beispielsweise: „The key principle lay in dismantling a problem (be it disease or disaster) in technical terms, identifying its critical potential components, and developing specific responses to each." (Redfield 2013: 78) Neben *kits* für bestimmte Aufgaben oder Situationen wurden auch die grundlegenden Infrastrukturbedarfe in *kits* strukturiert: „The Toyota Land Cruiser, the workhorse vehicle for MSF and many other NGOs, comes as a kit. Standard modifications outfit it for either cold or warm climates, although unlike many other organizations, MSF proudly shuns air conditioning. Yet another box contains a collection of stickers and flags to mark the vehicles' affiliation." (Ebd.: 78)

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

haupten. Eindruck habe er damit in der Stärke-bewussten Machokultur des Kosovo sicherlich nicht geschunden. Der „Nissan Pathfinder" – ein SUV, das die Missionsadministration nach einiger Zeit dutzendweise anschaffte und ihren Mitarbeitenden zur Verfügung stellte – habe da deutlich mehr „Gewicht" im Verkehr gehabt, aber auch die vorherige Unauffälligkeit im Straßenbild sei eingebüßt gewesen. Von da an seien die Mitarbeitenden der Mission nicht nur auf der morgendlichen Fahrt zur Arbeit deutlich sichtbarer gewesen, sondern auch dann, wenn sie am Wochenende an den Strand oder abends in bestimmte Restaurants fuhren. Deutlicher klingt die Kritik an, wenn Andreas Fechtner von regelmäßigen „VIP-Touren" und besonders dem Besuch eines Botschafters erzählt. Erst habe er wie andere Organisationen auch seine Arbeit vorgestellt,

„und dann wollten die alle mal ein Flüchtlingslager sehen. Einmal im Leben ein Flüchtlingslager sehen. In dieser verspiegelten, Checker-weißen Jeeps, und mit 80 bis 100 Sachen durch die Wüste, Richtung Flüchtlingslager geballert, ähm, dabei zwei Jeeps ausgefallen wegen Platten – du darfst nicht so schnell fahren, ja, du ruinierst dir das Auto dabei, scheiß egal, Hauptsache dieser Botschafter kommt dahin, sieht ein Flüchtlingslager (2)." (Interview Andreas Fechtner)

Es handelt sich nicht einfach nur um Autos, die funktional als Fortbewegungsmittel dienen. Vielmehr schwingen in der Gegenüberstellung von „verspiegelten, Checker-weißen Jeeps" und „Flüchtlingslager" die krassen Gegensätze und Widersprüchlichkeiten mit, die Fechtner sowohl in diesen bestimmten Fahrzeugen als auch in der Fahrweise empfindet. Zugleich scheint ihn die Ästhetik der Autos auch anzusprechen, wenn er kurze Zeit später in unserem Gespräch von den „traumhaften Toyota Jeeps" spricht. Ich verstehe das als Unterscheidung seinerseits zwischen der eigenen und der antizipierten oder auch wahrgenommenen Fremdwahrnehmung. Lisa Smirl stellt überzeugend heraus, dass Symbole wie das rote Kreuz des ICRC oder das Blau der UN-*Peacekeeper* von lokalen Bewohnerinnen und Bewohnern nicht mehr unbedingt als Zeichen für Hilfe, sondern auch als Symbole für Reichtum und Macht gelesen werden: „What is symbolized is a state of exception: a continued global inequality between North and South/rich and poor that the organizations' mandates seek to redress." (Smirl 2015: 94)

Dass die beschriebenen Körperlichkeiten und Objekte sowohl in meinen Gesprächen als auch in der wissenschaftlichen Literatur als Repräsentationen von Intervention und Intervenierenden herangezogen werden oder aber sich als solche heranziehen lassen, ist auch darin begründet, dass sie häufig ausschließlich von diesen und nur wenig von lokalen Bewohnern genutzt werden. Letztere gehen in der großen Mehrheit zu Fuß, fahren Fahrrad oder mit Sammeltaxis. In vielen Interventionsgebieten haben nur wenige ein eigenes Auto, geschweige denn ein relativ neues SUV. Bei der Kleidung ist es ähnlich: Intervenierende tragen weniger verschlis-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sene Freizeitkleidung (Lutz Säger), weibliche Intervenierende verhüllen sich weniger als Einheimische (Nina Lepkowski). Ähnlich können sich die meisten selten ein großes Haus, Wachkräfte, einen Stromgenerator, Computer leisten. Auf meine Frage, inwiefern sie auch nach Jahren vor Ort als Ausländerin sichtbar geblieben sei, antwortet Brigitte Pohl:

„Also vom Standard lebt man ja in der Regel (1) weit *über* dem Durchschnitt der Bevölkerung, was äh Haus Autos Angestellte einfach finanzielle Mittel angeht (JB: hm-m) und das ist natürlich sichtbar. Regelmäßige Reisen nach Europa, ähm, (JB: hm-m) was da alles so dazugehört und ich denke, das ist natürlich schon – auch wenn es natürlich Afrikaner gibt, die das machen. Oder die sich das leisten können, (JB: hm-m) ist aber klar, dass das ein entscheidender Punkt ist." (Interview Brigitte Pohl)

Ihre Differenzierung an dieser Stelle ist mir wichtig. Die (von mir zuvor beschriebene materielle, sichtbare) Grenze zwischen Intervenierenden und Intervenierten ist keine absolute. Es gibt sehr wohl lokale Anwohner, die sich ein vergleichbar luxuriöses Leben leisten können. Darauf verweist auch Peter Leibharts Unterscheidung oben in Einheimische mit Zugang zum Ressourcenhandel oder anderen „Milchkühen" und dem „normalen Kongolesen, die Kongolesin aus dem Dorf".[11] Wie bereits festgestellt, ist Un-/Sichtbarkeit demnach eine relationale Kategorie – sie wird immer im Vergleich zu anderen bestimmt, was jedoch nicht bedeutet, dass diese anderen sich nur anhand einer Kategorie unterscheiden lassen. Die (Interventions-)Wirklichkeit ist komplexer als das.

Un-/Sichtbarkeit, Identifikation, Uniformität und Symbolik

Insofern wir Menschen „leiblich sind und einen Körper haben" (Gugutzer 2004: 156), können wir uns „der mit dem Körper und über das Gesicht […] gegebenen Sichtbarkeit sowie der aus ihr entspringenden Typisierung und Fixierung" (Raab/Soeffner 2005: 179) kaum entziehen. Nur wer

„den Blicken der anderen ausweicht, sich vor diesen abschirmt oder sie in vorgezeichnete Bahnen lenkt […] wer sich durch Posten, Masken und Hüllen ‚verkörpert', sich durch Haltung, Kleidung, Make-up und Accessoires wie Sonnenbrillen etc. wenigstens zum Teil irreali-

11 Entsprechend pointiert Smirl etwas zu sehr, wenn sie schreibt, dass Einheimische zu Hotels eher als Zimmermädchen, Bedienungen oder Prostituierte Zugang hätten denn als Gäste (Smirl 2015). Denn manche meiner Gesprächspartner (Ute Krämer) sprechen sehr wohl davon, dass auch wohlhabende Einheimische als Tagesgäste den Hotelpool, die Lobby oder die Bar nutzen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

siert, verdeckt und unsichtbar macht, mildert die Unmittelbarkeit [der körperlichen Präsenz] und ‚raubt dem Anderen etwas von der Möglichkeit, mich festzustellen'" (ebd.).

Nicht nur scheinen hier erste „Ambivalenzen der Sichtbarkeit" (Schaffer 2008)[12] auf, beispielsweise insofern Sichtbarkeit (der Kleidung, des Make-ups, der Sonnenbrille) auch immer Unsichtbarkeit (der bloßen Haut, des Gesichts, der Person) bedingt. Dieses Unsichtbar-Machen beginnt (nicht nur) für Intervenierende schon dort, wo Berufskleidung – von gemeinsamen T-Shirts über ausgefeilte *Corporate Fashion*[13] hin zu Uniformen – auf die professionelle Rolle eines Menschen aufmerksam macht und in diesem Zuge die Person vielleicht nicht unsichtbar macht, aber zumindest verdeckt und in den Hintergrund rückt. Nicht nur der Blick der Betrachterin wird so in „vorgezeichnete Bahnen" gelenkt, auch Vorzeichen für eine mögliche Interaktion werden auf diese Weise gesetzt.

Sich abzuschirmen und den Blicken der anderen auszuweichen, so Raab und Soeffner, kann auch bedeuten, sich der „Unmittelbarkeit" (Raab/Soeffner 2005: 179) körperlicher Ko-Präsenz und direkter Interaktion, sich der (potenziellen) Nähe der anderen zu entziehen. Ähnlich denken kann man das erzählerische wie fotografische Motiv der Sonnenbrillen-tragenden Soldaten. Aus Medienfotos und Erzählbruchstücken von ganz verschiedenen Begegnungen setze ich zusammen: Vor allem, aber nicht nur jungen Soldaten und Angehörigen von Kampfeinheiten wird unterstellt, gern Sonnenbrille zu tragen, um Coolness und Lässigkeit zu demonstrieren.[14] Ob dies tatsächlich das handlungsleitende Motiv ist oder nicht die praktischen Gründe (Schutz vor Sonnenschein, bei hellem Licht besser sehen können) überwiegen, interessiert mich an dieser Stelle weniger als die wiederholte Zuschreibung, jemand wolle sich auf diese Weise distanzieren. Distanz kann unterstellt werden,

12 Wobei anzumerken ist, dass es Schaffer bei ihrer Beobachtung der Ambivalenzen von Sichtbarkeit darum geht, dass mehr Sichtbarkeit nicht mit einem ‚Mehr' an politischem Gewicht gleichzusetzen ist (mit Blick auf Minderheiten in ‚westlichen' Gesellschaften), sondern (öffentliche) Sichtbarkeit auch Formen annehmen kann, die Stereotype begünstigen, gewaltsam wirken usw. Danke an Michaela Zöhrer für diesen Hinweis.

13 Laut Henkel bezeichnet der Begriff *Corporate Fashion* allgemein „eine Form von Arbeitskleidung, die nicht in erster Linie funktionell-physiologische Kriterien oder Berufstraditionen zu erfüllen hat, sondern auf eine *unternehmensspezifische* Innen- und Außenwirkung abzielt" (Henkel 2008: 9, Hervorh. i. O.). Als ‚ausgefeilter' als ein T-Shirt würde ich die Festlegung auf bestimmte Kleidungsstücke verstehen, die in Schnitt, Gestaltung und Farben einheitlich sind, oftmals inklusive der zentral organisierten und massenhaften Produktion derselben. Das Technische Hilfswerk stattet seine Mitarbeitenden beispielsweise mit bestimmter Kleidung aus.

14 Siehe Baumann/Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

weil Sonnenbrillen die Augen unsichtbar machen, sie der Kommunikation entziehen und so als Anknüpfungspunkt für die Kontaktaufnahme ausschalten.[15] Für kämpfende Soldaten mag das insofern wichtig sein, als schon in grundlegenden Beiträgen zu militärischer Sozialisation davon gesprochen wird, dass das absolute Tabu zu töten nur durch Distanzierung (von den eigenen Gefühlen, den Erwartungen anderer, der Person gegenüber) umgangen werden kann.

Simmels Formulierung von der „Möglichkeit, mich festzustellen“[16], die Raab und Soeffner (2005: 179) zitieren, weist auf eine entscheidende Implikation von Sichtbarkeit hin. Sichtbar zu sein heißt auch (potenziell) kategorisierbar und identifizierbar zu sein. Insofern Identität Alterität voraussetzt, wir also sowohl uns selbst als auch andere immer im Vergleich mit und in Abgrenzung zu anderen definieren, insofern also Identifizierung der Differenzierung bedarf, kommt sichtbaren Markern wesentliche Bedeutung zu. Schließlich ist Differenzierung mit den Worten von Lindenhayn und Sties „ohne ein *wahrnehmbares* Kennzeichen, mit dem Differenz *als Differenz markiert*“ (Lindenhayn/Sties 2013: 11, Hervorh. i. O.) wird, nicht denkbar. Als derlei „Marker“ könne man „die körperlichen, sprachlichen und dinglichen Zeichen und Träger von Differenzen“ verstehen, „denen grundsätzlich eine materielle wie semiotische Dimension zu eigen ist“ (ebd.: 12). Hierunter fielen bewusste und selbst gewählte Performanz (Frisur, Sprachverhalten), verkörperte Differenz (Insignien der Geschlechtszugehörigkeit, Hautfarbe, körperliche Anomalien) und zwangsweise zugewiesene Marker (Personalausweis, Schuluniform). Die große Bedeutung von Markern führen Lindenhayn/Sties auf Mechanismen der menschlichen Wahrnehmung zurück und bauen auf Thesen der Kognitionsforschung auf. Diese gehe davon aus, dass das Denken mentale Repräsentationen bzw. abstrakte Konzepte bildet, die uns in die Lage versetzen, „auf Dinge, Personen und Situationen zu reagieren“ (ebd.) und so überhaupt handlungsfähig zu sein. Wichtig dabei: „Damit wir jedoch einen Gegenstand einer Kategorie zuordnen können, muss dieser als solcher erkennbar sein“ (ebd.).

Ähnlich spricht Stadelbacher vom Körper als einer „Reflexionsfläche der sozialen Identität seines Besitzers“ (Stadelbacher 2010: 309), der nicht nur als Hinweis auf die momentane Verfasstheit, sondern auch als Anzeichen für die sozialstrukturelle Verortung des Gegenübers interpretiert werden kann. Entsprechend gelten viele der bereits genannten sichtbaren Zeichen tatsächlich als ‚Kenn-Zeichen‘: Sie markieren ihre Trägerinnen und Träger als zu einer bestimmten Gruppe zugehörig,

15 In früheren Einsatz-Erzählungen von Bundeswehrsoldaten (Bake/Meyer 2009) waren es übrigens – in expliziter Abgrenzung zu ihnen selbst – die Amerikaner, die u. a. aufgrund ihrer reflektierenden Sonnenbrillen während der Patrouille als distanziert gegenüber lokalen Bewohnern galten.

16 Das Original: Simmel (1908).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet (und mit anderen nicht). Offensichtlich mag das im Fall von Uniformen sein. Die ‚Uniform' markiert den Soldaten als Teil eines Militärs, die Polizistin als Mitglied der Polizei – für sie oder ihn selbst, aber auch für alle anderen, die diese Uniform sehen. Sie verdeckt die individuelle Person und stellt die Organisationszugehörigkeit derjenigen in den Vordergrund. Der entsprechende Akt des (Sich) Unterscheidens bzw. Abhebens wirkt dabei sowohl nach innen als auch nach außen.

Denn Materialitäten machen Zugehörigkeit nicht nur für Außenstehende, sondern auch für Angehörige sichtbar. So gehöre zu den Initiations- bzw. Übergangsriten („rites of passage") in der internationalen Hilfe auch das Aushändigen bzw. Anziehen der symbolhaften Kleidung – sei es „the uniform of the MSF t-shirt, the ‚Smurf blue' of UN peacekeepers", so Smirl (2012: 235) in ihrer Analyse autobiografischer Erzählungen ehemaliger Nothelfer_innen. In der Militärsoziologie ist das Einkleiden in Uniform zentraler Angelpunkt militärischer Sozialisation (Kliche 2004: 344; Bake 2009: 107-108). Die Uniform steht sowohl für die Disziplinierung und Normierung und die Hierarchisierung aller sozialen Beziehungen innerhalb der Organisation als auch für die Bedeutung der Gruppenidentität. Direkt am Körper getragen, auf der Haut sitzend verändert sie nicht nur die Außenwirkung ihres Trägers, ihre Symbolik wirkt auch nach innen, auf das Selbstgefühl des/der Einzelnen wie der Gruppe.

Aber nicht nur Kleidung, auch anderen Gegenständen kommt eine identitätsstiftende Bedeutung zu. Dem Einsteigen in ein weißes SUV schreibt Smirl (2015: 103) eine fast transformierende Wirkung zu. Anhand von Werbematerialien und Firmenveröffentlichungen zum Land Rover arbeitet sie heraus, dass das SUV nicht nur als stark und robust gilt und damit sowohl Sicherheit für seine Insassen als auch einen Hauch von Abenteuer verspricht. Es steht darüber hinaus symbolisch dafür, einer der Guten zu werden: „Particularly with regard to OECD nationals, to step up into a (white) Land Rover is to simultaneously step *into* the myth of the First World aid worker assisting Third World populations in need." (Ebd.) Neben der Wirkung nach innen hat sichtbare Zugehörigkeit auch maßgebliche Folgen für die Außenwahrnehmung. Entsprechend meint Lutz: „Wenn ich [abends irgendwo] in Uniform sitze, dann werde ich als Polizist angesprochen." Dieser Kennzeichnung der Organisationszugehörigkeit entspricht, dass die Uniform als materialisierte Identität etwas ist, was sich die Träger nicht aussuchen. Soldaten, Polizisten suchen sich nicht aus, sichtbar zu sein. Sie sind es qua Beruf(swahl). Uniform zu tragen ist für bestimmte Berufe, für bestimmte Tätigkeiten verpflichtend. Sichtbarkeit ist in ihren Fällen wesentlicher Bestandteil des Berufs.

Umgekehrt ist es auch nur Angehörigen der Organisation erlaubt, die entsprechende Uniform zu tragen. Tatsächlich erinnere ich mich an Gespräche mit und unter Soldaten im Rahmen meiner Feldforschungen, die skeptisch waren, dass auch zivile Angestellte der Bundeswehr im Auslandseinsatz Uniform tragen durf-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ten/mussten. Diese sind in der zivilen Verwaltung tätig, die laut Artikel 87b des Grundgesetzes den Personal- und Sachbedarf der Bundeswehr deckt. Auf den entsprechenden Internetseiten zur Berufsinformation und in Presseveröffentlichungen der Bundeswehr wird das Uniformtragen im Auslandseinsatz als selbstverständlich auch für zivile Mitarbeiter dargestellt, ebenso wie klar ist, dass der Dienst in Deutschland ‚in zivil' geleistet wird. Auch auf bundeswehrforum.de (2013) schreibt Nutzer arimarc dazu:

„Die meisten zivilen Dienstposten, die nahe an der Truppe sind, wechseln im Einsatz in Uniform. Diese zivilen Mitarbeiter sind quasi automatisch ‚Reservisten' mit entsprechendem Dienstgrad. Bestes Beispiel sind der S8 bzw. die Einsatzwehrverwaltung aber auch Truppenpsychologen oder Rechtsberater."[17]

Der darauffolgende Austausch zeigt, dass man sich damit schwertun kann. Nutzer apollo merkt an: „zivile rechtsberater sind auch son fall. im einsatz tragen die grün... etwas peinlich wenn natopartner das sehen, weil die denken, dass das normale soldaten sind (meisten noch mit otl klappen oder höher drauf)." Und justice005 antwortet:

„Es SIND normale Soldaten, wenn sie im Einsatz sind. Sie haben alle Rechte und Pflichten eines Soldaten und sind wie andere Spezialisten in Ihrem Fachgebiet tätig. Dass das angeblich bei NATO-Partnern ‚peinlich' wäre, ist schlichtweg dummes Zeug. Peinlich ist es allenfalls, dass bei anderen NATO-Partners Rechtsberater rumlaufen, die nicht mal ein Jura-Studium haben."

Auch innerhalb der Bundeswehr ist Uniform tragen zu dürfen etwas Besonderes – nicht selbstverständlich, sondern Gegenstand von Verhandlungen. Da mag verletztes Gerechtigkeitsempfinden mitschwingen, wenn Soldaten beim niedrigsten Dienstgrad anfangen und sich jede nächste Schulterklappe (= jede Beförderung) im Laufe der Zeit erarbeiten, während manch ziviler Angestellter im Auslandseinsatz gleich mit der ersten Uniform und der ersten Schulterklappe höher einsteigt.

Das Thema Uniform ist jedenfalls mitunter ein heikles, mit Emotionen besetztes. Hier liegt eine deutlich markierte Grenze, die – das macht die Pointe der folgenden Erzählung deutlich – für jeden, der zumindest ein bisschen Ahnung hat, of-

17 Die Stabsabteilung von Verbänden in der Bundeswehr sind in Sachgebiete unterteilt, die insgesamt zur Aufgabe haben, den Kommandeur zu beraten und zu unterstützen. Diese werden mit „S" (für Stab) oder auch „J" (für „joint", bei integrierten Verwendungen) abgekürzt. Der „S8" ist für Wirtschaftsangelegenheiten, d. h. die Planung und Verwendung von Haushaltsmitteln zuständig.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fensichtlich sein müsste. Anna Goschen berichtet davon, dass sie inzwischen großen Wert darauf lege, noch in Deutschland Kontakt zur Bundeswehr aufzubauen, um die Kooperation in Afghanistan selbst zu erleichtern. Es gehe vielfach darum, sich kennenzulernen und gegenseitig Ziele und Arbeitsweisen abzustecken. Das sei auch deshalb nötig, weil viele ihrer Mitarbeiter, einschließlich ihrer selbst, zu Beginn ihrer Arbeit in der humanitären Hilfe so gar keine Berührungspunkte mit der Bundeswehr hätten und entsprechend nicht abschätzen könnten, nach welchen Verfahren und Regeln die Bundeswehr als Organisation funktioniert und wie man als humanitäre Helferin mit ihr interagieren könnte. So sei eine ihrer Mitarbeiterinnen bei einem längeren Besuch im Feldlager der Bundeswehr in Afghanistan von der Infrastruktur des Lagers und seinen Möglichkeiten fast überwältigt gewesen:

„Da ist ja so eine Mitarbeiterin ge- mitgegangen, die noch *nie* in einer militärischen Einrichtung war (JB: Ja), die noch gar nichts mit Militär zu tun ha- und als die dann nach 14 Tagen Afghanistan zum ersten Mal ins Feldlager der Bundeswehr kam und Kontakt zum Militär hatte, da wurde ihr also erstmal so eine, so ein *Batch* gegeben, also so ein- *Entry card*, ne? (JB: Hm-m, hm-m) Und dann hat sie das erste Mal eine warme Dusche gekriegt, also da ist es ja ein Duschcontainer für Frauen, dann hat sie Bettwäsche gekriegt, dann hat sie ein Bettlaken bekommen (JB lacht), dann hat sie ein Container gekriegt, dann hat sie – Also sie hat immer so, ja so alle Stunde, zwei, hat sie irgendwas bekommen von denen, ja? Und dann hat sie sich das alles angeschaut. Hat gesehen, da ist eine Pizzeria. Sagt sie kannst du da einkaufen. Da kannst du die Videos leihen und – sie war völlig platt und es ging eigentlich – (JB: immer so weiter?) und dann hat sie gesehen, dass alle mit so einem Wäschesack dahin laufen und ihre Wäsche zum Waschen geben. Ja das hat sie- haben sie gemeint, ah wir können Ihnen auch einen Wäschesack geben, dann können Sie auch mal Ihre Wäsche da wasch- Oh, das wäre ja super nach 14 Tagen endlich mal die Wäsche zu waschen und nicht afghanisch, ja, in diesem Fluss und so. Und dann saß sie in der Verpflegungseinrichtung, ja, da waren da halt irgendwie knapp 1.000 Soldaten, haben gegessen und sie saß mit den anderen so, mit ein paar Zivilisten da und dann fragt die ganz laut, und der Tisch ist voll mit Soldaten, und wann kriegen wir unsere Uniform? (JB lacht auf) Das war für die völlig klar, ne? Wann kriegen wir auch- die sind hier bestimmt so. Haben ja auch ihre Klamotten gekriegt (JB lacht). Dachte ich, meine Herren, du. Wie kannst du nur, ge- also *gar* keine, null Ahnung, (JB lacht wieder) null (1) und denkt, die kriegen jetzt-, habe ich gesagt, du, jeder der hier eine Uniform an hat, hat hier auch einen Job, der kommt nicht als Zivilist rein und-
JB: Und kriegt eine Uniform, ja (lacht).
AG: Ne?“ (Interview Anna Goschen)

Außenstehende können in vielerlei Hinsicht in die Praxis einer Organisation eingebunden werden, wie Anna Goschens detaillierte Aufzählung der vielen verschiedenen Angebote zeigt, die ihrer Mitarbeiterin im Rahmen ihres Aufenthalts im Feldlager der Bundeswehr zur Verfügung gestellt wurden. Auch dass neben tausend Sol-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

daten sich ein paar Zivilisten im Feldlager aufhalten, ist normal. Die Grenze der „Aufnahme“ und Integration verläuft jedoch bei der Einkleidung, der sichtbaren Zugehörigkeit – dass die Mitarbeiterin das nicht weiß und, im Gegenteil, sogar wagt, öffentlich vor allen anderen danach zu fragen, ist für Anna Goschen nur erklärbar, weil sie „noch *nie*“ mit Militär zu tun hatte. Die erzählerische Rahmung dieser Szene („da waren da halt irgendwie knapp 1000 Soldaten … fragt die ganz laut, und der Tisch ist voll mit Soldaten“) markiert die Frage als ungeheuer peinlich und die Grenze des Uniformtragens sowohl als selbstverständlich als auch als heikel.

In diesem Sinne setzt Uniformität im Sinne der „einen Form“, der Serialität und Erkennbarkeit durch eine vereinheitlichte äußere Erscheinung nicht nur den Einzelnen in Bezug zum Ganzen (Mentges 2005: 20). Sie strukturiert auch zwischen Organisationsangehörigen und Außenstehenden und organisiert Körper, Handlungen, Räume und Funktionszusammenhänge mittels Zeichen in einer bestimmten Ordnung (Henkel 2008: 174), lenkt Erwartungen in „vorgezeichnete Bahnen“ (Raab/Soeffner 2005: 179). Diese Kennzeichnung, das Sichtbar-machen von Organisationszugehörigkeit (und damit das Lenken von Erwartungen) ist nicht auf uniformierte Berufe, auf Militär und Polizei beschränkt. Auch internationale Akteure wie die UN, die AU, die EU, die OSZE verwenden Embleme, um zu zeigen, wer sie sind. Hilfsorganisationen markieren mit Logos und Schriftzügen „on everything from water pumps to T-shirts“ (Dowden 1994: 1) die eigene Identität.[18]

Gerade dort, wo Bewohner weder lesen noch schreiben können, verlassen sich Intervenierende oft auf Symbole (Embleme, Logos, Automarken, Farben), um Organisationen erkennbar und unterscheidbar zu machen (Soumana 2012: 110). MSF-Personal ist in Kampagnen und Berichterstattung häufig in Logo-T-Shirts oder -Westen abgebildet[19] und das Internationale Rote Kreuz ist darauf bedacht, sein Em-

18 Benthall, der sich zwar nicht mit der Sichtbarkeit von Organisationen im Feld vor Ort, aber mit medialen Repräsentationen beschäftigt, schreibt zu Logos: „Nowadays, any institution that wishes to keep in the public eye has to have a logo, and the NGOs are no exception. The word ‚logo‘ will be used here in the sense of any identifying symbol consisting of a simple picture or design and/or letters. Despite the attentions of graphic designers and advertising creators, no agency emblem has approached the success of the red cross, which is well protected by virtue of the near-universal ratification of the Geneva Conventions, and because it stands for a principle broader than the work of a single organization.“ (Benthall 1993: 174)

19 Jenseits des eigentlichen Logos bekommt das T-Shirt selbst inzwischen teilweise große Symbolkraft zugeschrieben. In einem Spot von MSF (2008) sind kaum Gesichter der MSFler bei der Versorgung von Kranken und der Geburt eines Kindes zu sehen, dafür aber fängt die Kamera immer wieder das MSF-T-Shirt ein. Am Ende fokussiert sie auf

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

blem als Alleinstellungsmerkmal zu erhalten (und geht rechtlich gegen Akteure vor, die ähnliche Embleme nutzen[20]). Und auch über die Kleidung hinaus werden sichtbare Marker verwendet, um Zugehörigkeiten und Positionen zu kommunizieren. Wie bereits deutlich wurde, gilt das weiße SUV längst als eines der Symbole internationaler Hilfsorganisationen und die blauen Helme der UN-*Peacekeeper* sind zum Synonym für internationale friedenserhaltende Maßnahmen geworden.

Dabei ist jedoch Beobachterin nicht gleich Beobachterin. Wer wie sichtbar wird, hängt auch von derjenigen Person ab, die sieht. Und nicht jede/r sieht das gleiche. Wissen um einen sozialen Kontext, der Grad der Vertrautheit mit einer Lebenswelt, mit in einer Situation geltenden Regeln und Symbolen beeinflussen unser Sehvermögen. Ebenso wie Kontextwissen die Möglichkeit zu sehen erhöhen kann (mit militärischen Rängen Vertraute sehen deutlich schneller, welchen Rang die Schulterklappe eines Soldaten anzeigt als solche, die gar nicht auf die Idee kommen, dass das Stück Stoff auf der Schulter irgendeine symbolische Bedeutung haben könnte), kann es auch dazu führen, dass man den sprichwörtlichen Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht und somit Außenstehenden zugeschrieben wird, aufgrund ihrer Distanz und ihrer Nicht-Involviertheit deutlich mehr sehen zu können.

Insofern sind Zeichen und Symbole und als solche auch Uniformen an soziale (Wissens-)Räume gebunden. Henkel spricht davon, dass „Uniformen" bzw. uniforme Kleidung innerhalb ihres sozialen Wirkungsraums funktionieren, in dem ihre Inhalte und Zeichen grundsätzlich bekannt sind und „richtig" gedeutet und verstanden werden können (Henkel 2008: 249). Innerhalb einer Organisation ist ein solcher sozialer Wirkungsraum erwartbar, bei direkten Kolleginnen und Kollegen können Intervenierende also davon ausgehen, dass die organisationsinternen Zeichen verstanden werden. Entsprechend zeigt sich Hauptfeldwebel der Bundeswehr Rolf Schmitz in einem Brief nach Hause dankbar, dass die Kameraden im Feldlager ihn mit einem Blick auf das Verbandwappen an seinem Ärmel automatisch in Ruhe lassen, weil sie dann gleich wissen, dass „wir aus der QRF in den vergangenen Wochen in Kundus teils erheblich unter Feuer gestanden haben, und auch eisern ausgeteilt haben" (Baumann/ Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011: 71). Eine solche Reaktion ist nur möglich, weil die Verbandszugehörigkeit auf den Uniformen sichtbar gemacht und das Verbandsabzeichen richtig zugeordnet wird (und zudem die

ein mit Blut und Dreck verschmutztes T-Shirt, mit dem eingeblendeten Slogan „Saving lives is dirty work". Und so symbolisiert ein dreckiges T-Shirt das noble Ziel, Menschenleben zu retten.

20 Siehe dazu Deutsches Rotes Kreuz (k. A.).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

anderen Einheiten im Feldlager zumindest grundlegend wissen, was passiert ist).[21] Mit Robert Rubinstein, der über Jahre die Organisationskulturen von UN-*Peacekeeping*-Missionen erforschte, geben derlei Symbole (Abzeichen, Medaillen) in einer Mission Orientierung und schaffen eine Art Struktur innerhalb der Gruppe – und tragen so zur weiteren Integration bei (Rubinstein 2005: 535). Maren Tomforde hält fest, dass viele Bundeswehrsoldaten im Auslandseinsatz kleine Veränderungen an der Uniform vornehmen, die „im Heimatland weder zu finden noch erlaubt wären" (Tomforde 2008a: 74-75) – Namensschilder mit deutscher und z. B. NATO-Flagge, kompaniespezifische Aufnäher am Hemdsärmel mit einem eigens für das Kontingent entworfenen Logo. Sie versteht diese „Identitätsmarker" an der Uniform als „deutliche Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe" und Abgrenzung von der „Sie-Gruppe […], die situational aus Besuchern, Kameraden anderer Einheiten/Feldlagern/Nationen oder den Einheimischen im Einsatzland bestehen kann" (ebd.: 75).

Sichtbarkeit durch die Uniform wird aber nicht nur angestrebt, sondern auch vermieden. Soldaten tragen eine Uniform, die sie als Kombattanten erkennbar macht und zugleich so gestaltet ist, dass sie im Raum, in der Fläche möglichst kaum auffällt. Militärische Uniformen zielen einerseits auf die Gleichheit aller ihrer Trägerinnen und Träger und beinhalten andererseits verschiedenste „Tätigkeitsabzeichen, Sonderabzeichen, Leistungsabzeichen, Ärmel- und Mützenbänder, Armbinden und Schützenschnüre, […] Orden und Ehrenzeichen" (Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) 2014: 11), um innerhalb der großen Gruppe wiederum Unterscheidungsmöglichkeiten zu schaffen.[22] Mitunter kann die Erwartung derartiger Zeichen im Rahmen von (Missions-)Uniformen aber auch komische, ja fast absurde Züge annehmen. Nachdem Madlen sich für ihre Tätigkeit als *Rule of law offi-*

21 Henkel macht mit einem Beispiel deutlich, dass dieser soziale Wirkungsraum nicht notwendigerweise mit der großen Organisation gleichzusetzen ist. Die Bemerkung einer Mitarbeiterin, die regelmäßig das Mercedes-Benz-Kundencenter für Besprechungen im benachbarten Werk verlässt und sich dort aufgrund ihrer (formellen) Geschäftskleidung sehr unwohl fühlt, deutet sie: „Hier trifft eine vereinzelte und ihres genuinen Wirkungsfeldes entledigte ‚Uniform' auf einen sozialen Raum, in dem noch die Regelung gilt, dass Kleidung etwas über ihren Träger verrät." (Henkel 2008: 249)

22 Dies gilt auch für UN-*Peacekeeping*-Missionen, wie Rubinstein ausführt: „During a mission, each military member wears a badge unique to the mission. This integrates members from many different national services into the mission. […] In addition to the badges, members of peace operations receive medals and ribbons in recognition of their service. These awards also create in-group/out-group distinctions, but, equally importantly, they also help to create collective representations within the mission." (Rubinstein 2005: 535)

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

cer in einer UN-Mission eine passende Uniform besorgt hatte, stand sie bezüglich der darauf fehlenden Abzeichen vor der nächsten Herausforderung:

„Und dann ist das Problem gerade in afrikanischen ähm Missionen […] dass so viel auf (1) […] Dienstgrade geachtet wird und diese Uniform, die wir in BUNDESLAND haben (JB: ja klar) als auch witzigerweise die Schweden, aus der Uniform ergibt sich nicht wie beim Militär oder bei der Polizei (JB: ahh) der Dienstgrad durch durch Sterne aufm-
JB: Durch so ein Abzeichen oder so.
MS: Genau. (JB: hm-m) So, die Schweden [die in derselben Mission arbeiteten], die haben sich es einfach gemacht, […] die haben praktisch so ein Emblem (JB: hm-m), Gold, […] das haben die sich da vier fünf Mal oben auf die Schulter geklopft (lacht auf) (JB lacht kurz) und haben sich irgendwelche erfundenen *Mission ranks* (JB: aha) gegeben (JB lacht leise). […] Ich habe mir dann irgendwelche Sterne von irgendwem noch geben lassen, weil ansonsten mangelt es tatsächlich ähm- an (1) sag schon, an an-
JB: An Autorität oder-
MS: Ja, genau an Autorität.“ (Interview Madlen Schader)

Gerade ihre afrikanischen Kollegen, so Madlens Erfahrung, hätten diese Sichtbarkeit von *Standing*, diese Sichtbarkeit von Autorität erwartet. Anfänglich sei es da schon ein Problem gewesen, dass an ihrer Uniform so gar nichts blitzte oder funkelte. Mit der Zeit sei das zunehmend weniger schwierig gewesen. Ich schließe daraus, dass Autorität vor allem dann derartig symbolhaft sichtbar gemacht werden muss, wenn noch keine persönliche Bekanntschaft oder Beziehung zwischen Interagierenden besteht.

Über die Organisation bzw. den direkten sozialen Wirkungsraum hinaus sind geteilte Bedeutungen nicht unbedingt erwartbar. Das zeigt auch Anna Goschens Einschränkung, als sie erzählt, dass sie inzwischen dazu übergegangen sei, noch zu Hause in Ruhe Kontakt zur Bundeswehr aufzunehmen: „Wir [lernen] die Dienstgrade (beide lachen), ähm, auch nicht alle, ich meine sobald es dann (JB: Nee. Ja, ja. Aber, ja, ja.) noch die Marine wird oder Luftwaffe ist alles wieder durcheinander.“ Unsere Interaktion (das gemeinsame Lachen, mein Einschub) wirkt auf mich wie die von Eingeweihten.[23] Doch während ich meine Wissenslücken nie als problematisch empfunden habe, weil niemand von mir erwartete, Bescheid zu wissen, ist die reibungslose Interaktion für Anna Goschen wesentlich. Das frühe Kennen-

23 Denn auch mir als nicht-geschulter Außenseiterin fällt es nach einigen Aufenthalten bei Bundeswehr-Einrichtungen und etlichen Gesprächen mit Soldaten nicht leicht, auch nur den Rang eines Soldaten anhand der Schulterklappe zu bestimmen (immerhin weiß ich, wie man das Stück Stoff nennt).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lernen macht die Begegnung vor Ort deutlich einfacher, weil das Gegenüber nicht mehr ganz so fremd ist.[24]

Teilweise erstreckt sich dieser „soziale Wirkungsraum" auch auf das Interaktionsumfeld der Intervenierenden. Peter Leibhart ist stolz darauf, auf Fahrten ins Feld von den örtlichen Bewohnern erstens erkannt und zweitens anerkannt zu werden: „Wenn ich in ein Dorf fahre, dann, äh, zeigen mir die, die Leute, die Frauen den Daumen so nach oben (JB: aha) oder die klatschen auch."[25] Das Kürzel der Hilfsorganisation, für die er arbeitet, wüssten die Leute sehr gut zuzuordnen.

Weiß das Umfeld die Zeichen nicht zu deuten, wird es möglicherweise für Akteure schwierig, die viel auf ihre Zeichen setzen, die ganze Identitäten und Positionierungen damit verbinden. Viele humanitäre Hilfsorganisationen möchten ihre Neutralität und Unabhängigkeit nach außen kommunizieren, oft in der Erwartung, von den Bewohnern vor Ort als Unbeteiligte an gewaltsamen Konflikten, als Ressource für Hilfe und Unterstützung wahrgenommen zu werden. Entsprechend werden sowohl akteursübergreifende Symbole (wie die weiße Farbe der Fahrzeuge) als auch organisationsinterne Embleme (wie das Logo einer jeden Organisation) eingesetzt. So groß war das Vertrauen in diese Symbole, dass Larissa Fast auch von der Sicherheitsstrategie des „magic shield" (Fast 2014: 234) spricht – die Hoffnung, „that the symbols and emblems of humanitarianism and multilateral action, like the Red Cross or the UN flag, would be enough to insulate them from harm" (ebd.: 186). In einer Studie zur Wahrnehmung von MSF schreibt Caroline Abu-Sada jedoch:

„The MSF logo and visual communication are not always known or understood. In Kenya, people tend to associate the logo with a man holding a spear (to destroy kala azar) rather than with MSF. Even more crucially, a large number of those interviewed remember the ‚no guns' sticker more clearly than the logo. The red lines through the gun are neither noticed nor un-

24 Mentges weist am Beispiel der Lesbarkeit von Uniformen sehr schön darauf hin, dass soziale Wirkungsräume immer historisch-kulturell situiert und kontingent sind (Mentges 2005: 33). So wie Konversationslexika wohl nicht mehr so einschlägig sind wie im 19. Jahrhundert, ist davon auszugehen, dass auch detailliertes Wissen über das Uniformwesen inkl. der Uniformfarben, der einzelnen Hierarchiegrade und der Anlässe, zu denen bestimmte Uniformen getragen werden, heute für einen Großteil der Gesellschaft nicht mehr relevant ist. Mentges schlussfolgert: „Die Ausführlichkeit, mit der die Lexika sich diesen ‚Äußerlichkeiten' widmen, belegt, in welch starkem Maße die Uniformen als Bestandteil der visuell-räumlichen Öffentlichkeit wahrgenommen wurden und die Kenntnis ihrer internen Ordnung zur politischen Kultur gehörte." (Ebd.)

25 In Kapitel 5.2 habe ich das Zitat verwendet, um die Bedeutung von Nähe und Beziehungen für die Sicherheit bzw. das Sicherheitsgefühl von Intervenierenden zu beschreiben.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

derstood, and the gun is therefore interpreted as a threat. Some come to the conclusion that the facilities are managed by the Kenyan government, others that it is necessary to carry a weapon in order to enter MSF's medical facilities." (Abu-Sada 2012: 25)

Auch die Verwechslung von NGOs wie MSF mit UN-Organisationen scheint angesichts der gleichen weißen SUVs nahezuliegen. So schildert Peter die Reaktionen der Anwohner in Kenia und Uganda, als er mit einem der MSF-Logistiker auf einem der regelmäßigen „supply trips" unterwegs ist: „Several boys ran beside us, thumbs up and hands out as they chanted ‚UN, UN!'" (Redfield 2013: 126) Für die Jungs vor Ort ist klar, dass das große, weiße Auto zur UN gehören muss. Was zeigt: Die erfolgreiche Identifikation und Zuordnung von Symbolen zu Akteuren und ihren (politischen) Positionierungen setzt voraus, dass sichtbare Marker verstanden und ‚richtig' = wie beabsichtigt und erwartet interpretiert werden (können).[26]

26 Spannend ist, dass große Sichtbarkeit und erfolgreiche Identifizierung wiederum mit Einsicht oder Verständnis über die grundlegende Identifizierung hinaus einhergehen. Militär ist – mit Uniformen, Waffen, gepanzerten Fahrzeugen in ausgesuchten Farben – zwar für jeden (wirklich für jeden? Wer „erkennt" Militär nicht als solches?) sichtbar. Aber die von mir interviewten Soldaten stellen heraus, dass es von außen nicht „einsehbar" ist: Wer nicht selbst dazu gehört, weiß nicht, wie es ist, kann nicht wissen, wie es funktioniert, was die Institution und den militärischen Alltag ausmacht. Martin erzählt, er habe vor seinem Eintritt in die Bundeswehr „so dieses dieses Hollywood-Bild" im Kopf gehabt: „dieses Bild [eines typischen Soldaten] im Wald oder im Gelände (2) mit den Kameraden nebendran", das mit seiner tatsächlichen Offizierstätigkeit „Management- oder koordinative Tätigkeit oder auch Bürotätigkeit" nicht wirklich etwas gemeinsam habe. Tatsächlich tritt aus Erzählungen deutscher Soldaten oft der bürokratische Charakter der Institution Bundeswehr als prägendes Element ihres beruflichen Werdegangs und Alltags hervor – etwas, das in der Außenwahrnehmung kaum eine Rolle spielt. Die nach außen so sehr sichtbare Gewaltrepräsentation hingegen spielt je nach spezifischer Verwendung, sprich Aufgabe für einen Großteil der Bundeswehrsoldaten kaum eine Rolle. Insofern behält die hohe Sichtbarkeit von Militär etwas Symbolhaftes – sie wird sinnlich wahrgenommen, ist aber nur für eingeweihte Beobachter_innen zu deuten. Entsprechend leicht frustriert oder verletzt erzählen manche Bundeswehrsoldaten, wie sie allein aufgrund ihrer Uniform und Militärzugehörigkeit mit anderen Militärs gleichgesetzt werden. Dabei sei die Bundeswehr mit den Armeen lateinamerikanischer Militärdiktaturen der 1970er oder 1980er Jahre bei weitem nicht vergleichbar, auch wenn das mancher Entwicklungshelfer meine (Interview CIMIC-Experte). Das Beispiel illustriert, dass sichtbare Marker und Symbole mit Erwartungen an ihre Träger verbunden werden und so Selbst- und Fremdbilder, Handlungsentscheidungen und Interaktionen prägen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schwierig kann es auch werden, wenn Akteure auf die Symbole anderer keine Rücksicht nehmen und diese un-/wissentlich ebenfalls verwenden. Wie beschrieben manifestiert sich die eigene Un-/Sichtbarkeit für Intervenierende an Gegenständen wie zum Beispiel den von ihnen genutzten Fahrzeugen. Prinzipiell können Militärfahrzeuge und zivile internationale Fahrzeuge an ihren Farben unterschieden werden. Während Militärfahrzeuge wie Uniformen ebenfalls in Flecktarn oder entsprechenden Farben gehalten und damit für Beobachter_innen als militärisch identifizierbar sind, benutzen zivile Akteure wie die UN oder die EU weiße Autos, angelehnt an die Symbolik der weißen Fahne. Diese gilt seit ihrer Nennung in der Haager Landkriegsordnung von 1907 als Zeichen der Kapitulation. Im übertragenen Sinne kommunizieren die weißen Autos deshalb mit großer Symbolkraft, man komme ohne gewaltvolle Absichten und bitte darum, das Feuer einzustellen bzw. nicht zu eröffnen. Eine Symbolik, die dann einen besonderen *Twist* bekommt, wenn Gewaltakteure beginnen, weiße Fahrzeuge zu nutzen: So wird nicht nur berichtet, dass internationales Militär in der Anfangsphase des Afghanistan-Einsatzes weiße Fahrzeuge benutzte[27] und die Bundeswehr nach der Beendigung des ISAF-Einsatzes und dem entsprechenden Rücktransport des eigenen militärischen Fuhrparks nach Deutschland auf weiße Toyota-Pickups einer lokalen Mietwagenfirma zurückgriff (Chauvistré 2014), sondern auch, dass weiße Toyotas bevorzugt für Selbstmordanschläge in Afghanistan (Graw 2008) oder von Kämpfern der Gruppe „Islamischer Staat“ (IS) in Syrien genutzt würden (Chauvistré 2014). Für die Nutzung mag es praktische Gründe geben: Die Fahrzeuge stehen vielleicht schlichtweg in der benötigten Zahl zur Verfügung oder das Weiß wird in sonnenintensiver Umgebung als praktisch, weil lichtreflektierend angesehen.[28] Im Fall des internationalen Militärs in Afghanistan übten Organisationen der humanitären Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit jedoch heftige Kritik. Sie unterstellten, die Bevölkerung würde über die wahre Zugehörigkeit der Fahrzeuge getäuscht, das Militär profitiere auf unredliche Weise von der hohen Symbolkraft der weißen Farbe und die eigentlichen humanitären Helfer würden unweigerlich in Gefahr gebracht. Noch einmal gewendet wäre es jedoch zu einfach anzunehmen, dass es Intervenierende immer unwissentlich in einen Topf geworfen werden. Peter Leibhart meint, die Dorfbewohner hätten sehr wohl zu unterscheiden gewusst

„zwischen einer huma- zwischen Mitarbeitern einer humanitären Organisation (JB: Ja) und, äh, dem UN-System, ja? (JB: Ok). Also wir sind auch immer die, die in die Hotspots reinfah-

27 Siehe Christians/Radtke/Rüffer/Runge/Sahlmann/Hinz/Lieser 2009: 6, Brinkmann 2010: 20, Redfield 2010: 69.

28 Somaiya (2010) führt die Beliebtheit von Toyota Trucks auf ihre extreme Robustheit zurück, gänzlich unabhängig von der Farbe des Fahrzeugs.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ren (JB: Aha), äh, während UN, äh, ja sehr hohe, (1) ja sehr massive Auflagen hat, ähm (JB: Hm-m, hm-m), also die- deren Leben sozusagen anscheinend wertvoller als unseres, hm? Das sind die Ersten, die sich absetzen (JB: Hm-m). Oder, hm, gar nicht hinfahren." (Interview Peter Leibhart)

Die maßgebliche Unterscheidungskategorie, die Leibhart aufmacht, ist die der Beziehung und, wenn man so will, der Solidarität versus (offiziell vorgeschriebener) Eigennützigkeit. Nicht „Militär/NGO" sei entscheidend gewesen, sondern ob die Intervenierenden Risiken auf sich nehmen und sich für die lokalen Bewohner einsetzen. Ähnlich argumentiert auch Pouligny am Beispiel Haiti, dass „the local people themselves do not always distinguish civilians and soldiers, all of who wear uniforms, but rather observe how they behave and the arms they carry" (Pouligny 2006: 252). Dazu passt, dass sich Poulignys haitianische Interviewpartner viel eher an Namen und Personen als an Funktionen oder Berufe von Intervenierenden erinnerten (ebd.: 140-141).

Dass Aussehen und Identifizierung zusammengedacht werden, zeigt sich auch in der Frage der Anpassung an lokale Kleidungs- und Gestaltungskonventionen. Bestimmte Kleider werden von meinen Interviewpartnern beispielsweise als „afghanisch" identifiziert bzw. als (nicht den eigenen, sondern) lokalen Gepflogenheiten entsprechend. Tragen Intervenierende diese, markieren sie sich in Anlehnung an Einheimische als „mit der lokalen Kultur verbunden". Manche meiner Interviewpartner formulieren das Tragen „einheimischer" Kleidung entsprechend als eine Frage des Respekts und Voraussetzung für interkulturelle Zusammenarbeit „auf Augenhöhe". Nina Lepkowski, Mitarbeiterin in der Entwicklungs- und Nothilfe in Afghanistan, legte sich sehr bewusst einige traditionelle Gewänder zu, um sie zu offiziellen beruflichen Anlässen zu tragen:

„Ich versteh mich als als als Gast im Land, dementsprechend verhalte ich mich auch […] Also ich habe mir beispielsweise irgendwann angefangen in Pakistan und Indien diese Shalwar Kamiz einzukaufen, weil es einfach im Sommer, sorry, es gibt dann einfach bei 35 bis 40 Grad im kontinentalen Klima im Sommer gibt's einfach nichts nichts Besseres, ja? Und ähm hatte dann auch irgendwann, ich sag mal so, zwei drei Ausgeh- ähh -sets, und wenn dann irgendwelche *Inaugurations* waren oder so, dann habe ich die auch angezogen und es ist total interessant, äh (1) dass ich dann als ich ausgereist bin, kamen die (1) wir hatten auch fünf äh (1) also Frauen, afghanische Frauen, die bei uns im Team gearbeitet haben, kamen halt die Frauen hinterher, weil die Männer würden sowas nie sagen, halt ganz klar, dass eines der Sachen, die sie immer toll fanden, wäre halt die Wertschätzung gewesen gegenüber der afghanischen Kultur, (1) äh man hätte halt gesehen, dass mir das (1) weiß ich nicht, dass mich das interessiert, dass mir das Spaß gemacht, ist ja egal, ob es jetzt wirklich so ist, aber das ist halt so gesch- das war halt so die die Ausstrahlung nach außen, die Message nach außen, und was viel wichtiger war ist, dass die Kolleginnen damals gesagt haben, dass das ein Feedback ge-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wesen wäre, was sie von den *Gemeinden* erhalten haben, und die Gemeinden waren unsere *wichtigsten*, das waren die *Partner*, das waren die Leute, mit denen wir gearbeitet haben." (Interview Anna Lepkowski)

Lepkowski ist stolz zu erzählen, dass ihre Absicht sich an lokale Gepflogenheiten anzupassen und auf diese Weise Interesse und Respekt zu zeigen „erkannt" und wertgeschätzt wurde.[29] Wichtig ist mir an dieser Stelle, dass sich diese Strategie der sichtbaren Anpassung nicht auf Entwicklungspersonal oder ‚zivile' Intervenierende beschränkt. Im Gegenteil finden sich gerade unter Soldaten eben solche Absichten. So empfahl das japanische Verteidigungsministerium seinen Soldaten im Zuge der Irakinvasion 2003 offenbar, sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen, um der irakischen Bevölkerung Anpassung und Respekt zu signalisieren. Die BBC News berichteten:

„Japanese soldiers going to Iraq are reportedly being encouraged to grow moustaches to blend in with the locals. They will also be banned from consuming alcohol or pork on their base in the southern Iraqi town of Samawah, according to a defence agency official. ‚We studied Iraq's customs, culture and religion as much as we could', Defence Agency Director Shigeru Ishiba said. Japanese wants to avoid any attacks on its troops, which could draw them into politically sensitive combat."[30] (BBC News 2004: 1)

Um es klarzustellen: Kleider oder Schnurrbart dienen nicht dazu, sich unsichtbar zu machen, sind nicht vom Glauben getragen, dann in der Menge untergehen zu können. Vielmehr wird die eigene unüberwindbare Sichtbarkeit genutzt, um ein ebenso sichtbares Zeichen des Respekts zu zeigen. Zunächst mal mag gerade für männliche Soldaten ein Bart naheliegend erscheinen: Wer Uniform trägt und die Freiheit der Kleiderwahl nicht hat, für wen folglich zum Beispiel das Anziehen einheimischer Kleidung zu Demonstrationszwecken ausfällt, der muss sich mit den Mitteln behelfen, die ihm zur Verfügung stehen. Auch unter Bundeswehrsoldaten scheint es durchaus üblich zu sein, sich einen Bart wachsen zu lassen – ich habe es oft auf Fotos gesehen. Werner Petzold meint, viele der ihm unterstellten CIMIC-Soldaten, deren Aufgabe es war, in die Dörfer zu fahren und Kontakt zur zivilen afghanischen Bevölkerung aufzubauen und zu halten, hätten sich „genau so einen wallenden

29 Ähnliche Strategien, gerade unter Frauen, die in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind, beschreiben auch Cook (2007), Heron (2007) und Roth (2015).

30 Gerade dieses Beispiel erscheint aus der Distanz vollkommen absurd. Als wenn die Irakis sich weniger besetzt fühlten, weil die japanischen Soldaten Schnurrbart tragen! „Wie ein Tyrannosaurus Rex, der sich einen Schnurrbart anklebt und glaubt, damit als Maus durchzugehen", vergleicht eine befreundete Doktorandin.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bart“ wachsen lassen, um „bei den Dorf-Afghanen äh ein besseres *Standing* [zu] haben“.[31] Für ihn selbst jedoch seien derlei Äußerlichkeiten weniger Signale des Respekts als vielmehr Zeichen mangelnder Glaubwürdigkeit und Authentizität: „Meine Meinung ist, ist es, dieses (1) afghan- so afghanisch sein zu wollen wie die Afghanen, das äh (1) das bringt es nicht. Ja, man ist nicht authentisch, kann man nicht sein, und das kriegen die auch mit.“ Jede noch so kleine Anpassung bedeutet in seinen Augen schon einen Verlust des Eigenen und ist im Kern unglaubwürdige Anbiederung. Ähnlich sieht es Michael Kubos, der noch einen oben drauf setzt:

„Wo es dann immer hieß, es wäre ratsam äh afghanische Kleidung anzuziehen. (JB betont: Hm-m) Hab ich gesagt, findet nicht statt. (JB: Hm-m, interessant) Sag ich, ich bin Internationaler, ich kleide mich international, (JB: ja) die sehen sowieso, ob ich nun afghanische Kleidung anhabe oder nicht, dass ich kein Afghane bin. (JB: aha) Sag ich, ähm (1) diesen diesen Zirkus mache ich nicht mit. (JB: hm-m, hm-m) […] genauso ist das bei den Frauen, die da äh wirklich mit dreißigtausend Kopftüchern und was weiß ich nicht alles, ähm- ich sag es ja immer, die sind doch nicht doof. (JB: hm-m) Auch die kennen Fernsehen, auch die wissen wie man im (Westen rum-, die westlichen Frauen?) […] oftmals sag ich machen sich die internationalen Frauen einfach zum Horst.“ (Interview Michael Kubos)

Wenn Kleidung und Körper als Identitätsanzeiger gedacht werden, ist eine Anpassung an lokale Gepflogenheiten kritisch. Was hier mitschwingt, ist fast eine Täuschungsabsicht, die Intervenierenden unterstellt werden könnte.

Sind Soldaten besonders sichtbar?

Was in den vorangehenden Überlegungen bereits anklingt, ist die Frage, inwiefern alle Intervenierenden gleichermaßen sichtbar werden oder ob sie sich in ihrer Un-/Sichtbarkeit unterscheiden. Von meinem Material ausgehend sind zunächst die Soldaten unter meinen Gesprächspartnern überzeugt, sie seien besonders sichtbar –

31 Wobei Bartwuchs meines Erachtens als eine Form von Anpassung an örtliche Gepflogenheiten interpretiert, aber nicht einfach damit gleichgesetzt werden kann. Möglicherweise ist es angesichts relativ enger Unterbringung und geteilter Duschcontainer eine sehr praktische, weil Zeit und Aufwand sparende, Entscheidung, sich nicht regelmäßig zu rasieren. Oder aber er steht weniger für die Anpassung an die Umgebung als für ein sichtbares Zeichen der vergehenden Zeit – er ist nicht von jetzt auf gleich, von heute auf morgen zu haben, sondern bedarf Zeit und kann so mit wachsender Länge und Dichte auch einen potenziellen Zuwachs an Erfahrung symbolisieren. Und er kann auch im Nachhinein genutzt werden, um Veränderung zu markieren, beispielsweise indem er mit der Rückkehr nach Hause wieder abgenommen wird.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aufgrund der Uniform, aufgrund der ‚Masse' (= der großen Zahl von Personen), mit der sie auftreten, und, so meine Ergänzung, aufgrund der Waffen, die sie tragen.

Tatsächlich ist die Un-/Sichtbarkeit speziell von Uniformen eine äußerst spannende Frage. Regina Henkel weist darauf hin, dass die Auffälligkeit einer Uniform nicht davon abhängig ist, „wie viele Uniformierte an einem Ort anwesend sind, ihr feststehender Zeichenapparat funktioniert auch in der Einzahl" (Henkel 2008: 154). Uniformen sind sichtbar – auch ich halte beispielsweise im Wartebereich des Münchner Flughafens auf dem Weg zu einer großen Konferenz Ausschau nach Uniformierten, weil ich vermute, dass auch Bundeswehrsoldaten aus dem süddeutschen Raum teilnehmen und denselben Reiseweg haben wie ich. In der Öffentlichkeit bzw. einer nicht-uniformierten Umgebung sind Uniformierte besonders sichtbar. So wird die tarnfarbene Uniform zum Paradox: Gestaltet mit dem Ziel, ihren Träger oder ihre Trägerin in der Umgebung verschwinden zu lassen, weniger wahrnehmbar zu machen – gerade im Gegensatz zu früheren farbenfrohen Exemplaren (McNab 2003: 8) –, hebt sie ihn oder sie in diesen Fällen besonders hervor. Umgekehrt fällt der einzelne Uniformträger unter lauter Uniformierten nicht auf: „Visibility is relative; indeed, the seemingly high visibility of uniform wearers leads to invisibility if they are immersed in a sea of identically dressed individuals." (Joseph 1986: 50) Bei meinen Besuchen in Bundeswehreinrichtungen war in der Regel ich es – ‚zivil' gekleidet, weiblich –, die auffiel. Sichtbarkeit ist also – einmal mehr – eine Frage der Differenz.

Dieselben Überlegungen treffen auch auf andere Uniformierte zu. Selbst in beratender, nicht exekutiver Funktion waren beispielsweise Polizist Lutz und JVA-Beamtin Madlen in Uniformen tätig und entsprechend für ihre Umgebung sicht- und erkennbar. Lutz erzählt:

„Ich werde auch so angesprochen, aber ähm wenn ich in Uniform sitze, dann werde ich als Polizist angesprochen. (JB: hm-m) Und dann kommt immer einer und sagt, ich hab da mal eine Frage. (JB: hm-m) Was ich schon immer mal fragen wollte. (1) So. Das sind meist dumme Fragen. (JB: hm-m) (2) Sonst gibt's keine. (JB: hm-m) Aber da gibt es viele. (JB: hm-m) (1) Und dann ist Uniform aus (JB: hm-m) tatsächlich eher Feierabend.
JB: Hm-m. Weil man nicht mehr- vielleicht noch als Ausländer erkennbar ist (G: ja), aber nicht mehr als Polizist zwangsläufig. (LS: genau) Hm-m. Hm-m. Ja.
LS: Deswegen kommt trotzdem mal einer und sagt, ich brauche mal deine Hilfe, oder so, aber (1) nicht in der Form. (JB: Hm-m, hm-m) Ja." (Interview Lutz Säger)

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Sichtbarkeit von PolizistInnen und Justiz-*Officers* einerseits und Soldat_innen andererseits ist in ihrer Gruppengröße begründet. Nicht nur die soldatischen meiner Gesprächspartner machen die Grundregel auf: Je „mehr" man ist, desto sichtbarer ist man. Je größer die Gruppe der direkten Kolleginnen und Kollegen ist, desto sichtbarer ist sie nach außen. Auch Poulig-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ny argumentiert, dass Militär zwar am meisten von der Bevölkerung abgeschnitten sei, weil es in Lagern außerhalb von Ortschaften untergebracht sei, aber nichtsdestotrotz seien Soldaten „generally the most numerous and the most visible" (Pouligny 2006: 31). Polizisten hingegen lebten zwar in der Stadt, „either in hotels or private houses that they rent close to their offices. As well, they go shopping in stores and go to restaurants, and so on. However, their presence is very small in comparison to other mission staff, and in most cases much more discreet" (ebd.). Auch ein einzelner Diplomat fällt nicht nur aufgrund der fehlenden Uniform weniger auf, er ist auch allein von der körperlichen Präsenz her leichter zu übersehen als 1.500 Bundeswehrsoldaten.

Doch die größere Sichtbarkeit von ‚Masse' gilt nicht nur für Personen, also Intervenierende in ihrer körperlichen Verfasstheit, sondern ebenso für Fahrzeuge. Zwei Fahrzeuge sind sichtbarer als eines und ein Konvoi von mehreren Fahrzeugen ist abermals besser zu sehen. Bundeswehrsoldaten sind deshalb nicht nur aufgrund ihrer Uniformen und Waffen deutlich sichtbarer als zivile Intervenierende, sie bewegen sich auch ausnahmslos zu mehreren, wenn nicht gar zu Dutzenden im Raum. In der Kombination (uniformierte Menschenmenge) wird Masse so als Phänomen visuell fassbar (Mentges 2005: 28-29). Wollen zwei CIMIC-Soldaten Gespräche im Feld führen, kann es gut sein, dass sich 30 Mann auf den Weg machen. Martin Goset zählt auf meine Nachfrage hin auf:

„Also es waren (atmet aus) meistens so zwischen acht und zwölf Fahrzeugen, denke ich. (JB: hm-m) Also es waren (2) fünf Fahrzeuge vom Schutz, meine ich, der CIMIC-Trupp, ähm, ein Störer, also gegen gegen Funkauslöser (JB: Hm-m), ähm (2) und der Sanitätstrupp (1), die waren immer dabei und dann teilweise noch noch zusätzliche. Ja." (Interview Martin Goset)

Diese unglaubliche Menge an Fahrzeugen, im Beispiel zwölf statt einem, ist nicht der Überlegung geschuldet, besonders sichtbar sein zu wollen, sondern beruht zunächst mal auf der Einschätzung der Sicherheitslage.[32] 2008, also drei Jahre zuvor, so Georg Wälder, sei es „im Nahbereich" des eigenen Lagers auch möglich gewesen, nur mit zwei Fahrzeugen unterwegs zu sein – die Sicherheitslage wurde grundsätzlich als weniger gefährlich eingeschätzt und es standen deutlich weniger Schutzkräfte zur Begleitung zur Verfügung. Fuhr man jedoch in Gebiete, die für IED-Anschläge bekannt waren, seien bis zu 30 Mann mitgekommen.[33] Das Beispiel

32 Zum Zusammenhang zwischen der Einschätzung der Sicherheitslage und der großen Anzahl an Fahrzeugen siehe auch Kapitel 5.2.

33 In diesem Zusammendenken von Sicherheit und Masse zeigt sich wiederum schön die Verwobenheit von Bedingung und Konsequenz: Weil die Sicherheitslage als „gefährlich" eingeschätzt wird, werden deutlich mehr Fahrzeuge auf den Weg geschickt. Und anders-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lässt zudem erahnen, dass das Sehen und die Visualität vielleicht die offensichtlichste (sic!) Art sind, wie Intervenierende wahrgenommen werden, aber nicht die einzige. Denn sind diese Militärs in schweren, weil gepanzerten Fahrzeugen unterwegs, sind sie nicht nur *sicht*barer, sondern insgesamt auffälliger, sinnlich erfahrbarer als andere Intervenierende, weil auch deutlicher zu hören und aufgrund der Bewegung im Boden zu spüren. Tatsächlich habe ich im Ohr[34], dass in den afghanischen Dörfern der Boden wackle, wenn Militärkonvois in hohem Tempo durchfahren.

Meines Erachtens liegt die besondere Sichtbarkeit, die nicht nur meine soldatischen Gesprächspartner dem Militär zuschreiben, neben der Masse oder den Tarnfarben-Uniformen möglicherweise in den Waffen und der kampfsicheren Ausrüstung begründet, die sie tragen. Denn Waffen dienen nicht nur als konkretes Gewaltmittel, als Angriffs- oder Verteidigungsinstrument. Sie wirken auch als sichtbares Gewaltsymbol, signalisieren Stärke und Macht. So nehmen Bonacker und Distler an, dass die reine Präsenz von bewaffneten Experten, die gegebenenfalls ihr militärisches Arsenal zum Einsatz bringen können, das Verhalten von Intervenierten deutlich verändert (Bonacker/Distler 2012: 168). Entsprechend meint auch Martin Goset, er habe versucht, „das Militärische ein bisschen außen vor zu lassen“ und zu Gesprächen in afghanischen Dörfern nur eine Pistole statt eines Maschinengewehrs mitgenommen, „das hat gereicht“. Letztlich aber können Soldaten die sie markierenden Materialitäten – die Waffe, die Schutzweste, die Uniform – nicht vollständig ablegen.

Doch auch wenn Militärs sich selbst eine besonders große Sichtbarkeit zuschreiben, sind andere Intervenierende bei weitem nicht unsichtbar. Jenseits von Logos, Schriftzügen, bestimmten Autos ist es der fremde Körper, der sich unweigerlich als solcher offenbart, wie Lutz schildert:

„Und ansonsten bist du international, also – (1) (JB: hm-m, und das) du gehst nicht als Serbe durch. Und wenn du den Mund aufmachst, sowieso nicht mehr. Und dann bist du immer er-

herum wird argumentiert, dass je sichtbarer man ist (z. B. weil man „mit Masse“ im Feld unterwegs ist), desto gefährdeter sei man. Für Anna Goschen zählt diese Verknüpfung von Sicherheit und Masse inzwischen zu den Wesentlichkeiten des Militärs. Nach mittlerweile zahlreichen Gelegenheiten findet sie es selbstverständlich, dass ein Soldat „nicht rausgehen kann, um mal allein mit dem Mullah zu reden so wie wir“, sondern die „immer gleich mit 24 Mann ausrücken“.

34 Wann und wo ich das gehört habe, ob es im Rahmen der Feldforschung für dieses oder ein früheres Projekt war (z. B. Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012), kann ich nicht mehr sagen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

kennbar. (JB: hm-m) Also man erkennt dich – Tag und Nacht. (JB: hm-m) Am Verhalten, an deiner Kleidung, an an allem.“ (Interview Lutz Säger)

Lutz hat – bei aller dieser Äußerung vorangegangenen Reflexion über die besondere Sichtbarkeit seiner Polizeiuniform – keinen Zweifel daran, dass Fremde per se als solche sichtbar sind. Es habe nicht mal einen Tag gedauert, bis er in der bosnischen Kleinstadt seiner ersten Mission von den Einheimischen als Intervenierender identifiziert wurde. Kleidung sei ein Teil des Puzzles, aber letztlich bedarf es keiner besonderen materiellen Äußerlichkeiten: Allein das Verhalten und dazu die Sprache würden einen immer verraten. Ähnlich meint auch Michael, dass internationale Frauen in Afghanistan viel zu sehr auf ihre angepasste Kleidung vertrauen würden – es reiche schon aus, wenn sie im Auto auf dem Beifahrersitz statt dem Rücksitz Platz nähmen, um eindeutig und auffällig anders zu sein. Es ist die eigene Körperlichkeit, ihr Aussehen ebenso wie ihr Gebaren, die Intervenierende letztlich als solche verrät, auch wenn sie dieselbe Hautfarbe teilen, denselben Kontinent bewohnen wie die Intervenierten. Selbst nachts, wenn alle Katzen grau sind, wenn die Unterschiede verwischen und Menschen nicht mehr unterscheidbar sind, fühlt sich Lutz eindeutig identifizierbar.

Zu guter Letzt setzt Sichtbarkeit nicht nur Materialität (= sinnlich Wahrnehmbares), sondern auch (imaginierte) Beobachter voraus. Es braucht auch jemanden, der guckt bzw. gucken könnte. Wer zur Beobachterin wird, hängt auch von räumlicher Nähe ab. Insofern verschränken sich die Dimensionen Un-/Sichtbarkeit und Nähe/Distanz. Der Grad der Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden unterscheidet sich auch, je nachdem wer sich wann wo aufhält, wer zu wem Kontakt hat, wer von wem gesehen wird. So schätzen viele Forschende[35], dass bis zu 90% der Soldaten das Lager während ihres gesamten Einsatzes nur einmal zum „Anschießen“ ihrer Waffe[36] verlassen und sich den Rest ihrer Einsatzzeit ausschließlich innerhalb des Geländes bewegen, sprich für viele andere Intervenierende und Intervenierte gar nicht einzeln sichtbar werden. Auch Werner Petzold erzählt, er habe „120 Tage im Lager verbracht, (1) ich bin einmal rausgefahren, weil ich meine Waffe anschießen musste“. Da ist es dann auch relativ unerheblich, dass Soldaten durch ihre Uniformen und ihre große Zahl deutlich auffälliger sind als nicht-militärische Intervenierende. Entsprechend kann man vielleicht von der prinzipiell hohen Sichtbarkeit des

35 Siehe Tomforde 2008b, Seiffert 2012, Seiffert 2014.

36 Soldaten bekommen für die Zeit ihres Auslandseinsatzes eine persönliche Waffe, die zeitnah nach der Ankunft von jedem auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft und ggf. justiert werden soll. Im Rahmen des ISAF-Einsatzes in Afghanistan wurden dafür z. B. vier Schießbahnen außerhalb des Lagers aufgebaut (siehe z. B. Baumann/Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011: 40-42).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Militärs und ausgesuchter einzelner Soldaten sprechen, aber für viele von ihnen bleibt sie mehr (mit großer Ungewissheit verbundenes) Potenzial als eigens erlebte Realität.

Andererseits wird so möglicherweise noch einmal mehr verständlich, dass gerade für viele der von mir interviewten Soldaten Sichtbarkeit ein großes Thema ist. Denn sie gehören zu der kleinen Gruppe von Soldaten, die sich regelmäßig außerhalb des Lagers bewegen und ein maßgeblicher Teil ihrer Aufgabe besteht darin, die Kontakte zu den zivilen Akteuren der unmittelbaren Umgebung und weiteren Region aufzubauen und zu pflegen, seien es lokale Dorfbewohner oder internationale Hilfsorganisationen. Sowohl im Vergleich zu ihrer direkten Bezugsgruppe der anderen Soldaten und zu den anderen Internationalen vor Ort als auch im Vergleich zu den afghanischen Gesprächspartnern, die sie treffen, empfinden sie sich als sichtbarer.

6.1.2 Konsequenzen der Un-/Sichtbarkeit Intervenierender und daraus entwickelte Strategien

Intervenierende werden also anhand ihrer Körper und ihrer Kleidung sowie weiterer Alltagsobjekte für andere Intervenierende und Intervenierte sichtbar. Diese werden von ihnen und anderen interpretiert und prägen so Selbst- und Fremdverständnisse, sind wesentlich für alle soziale Interaktion. Ausführlich habe ich oben materielle Strukturen als Anzeiger von Zugehörigkeiten diskutiert, als Symbole/Signale, die bestimmte Organisationen oder Berufsgruppen markieren. Aber auch über diese Berufszugehörigkeit hinaus werden Intervenierende sichtbar: als unbeteiligte Dritte und als interessengeleitete Akteure, als ‚Außen-Stehende' und als Teil der sozialen und politischen Situation, als selbstlose, werteorientierte, solidarische Helfer und als finanziell und machtmäßig besser gestellte Repräsentantinnen und Repräsentanten globaler Ungleichheit[37], als weit entfernte Fremde mit anderen Werten und Regeln und als aufgeschlossene, sich integrierende Gäste. Welche Konsequenzen schreiben sie diesen Sichtbarkeiten zu und welchen Strategien entwickeln sie, um auf diese zu reagieren?

Sichtbarkeit bedeutet Öffentlichkeit

In meinem Material klingt an: Sichtbarkeit bedeutet Öffentlichkeit und damit auch Kontrollierbarkeit. Insofern gerade Soldaten und Polizisten, aber auch ‚zivil' gekleidete Intervenierende Uniformen eine besondere Sichtbarkeit zuschreiben, mag Uniformierten von der umgebenden Öffentlichkeit immer auch besondere Aufmerksamkeit zukommen. So meint Anna Goschen auf die Frage, ob sie auch außer-

37 Dazu mehr in Kapitel 6.3.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

halb des Bundeswehr-*Camps* in Afghanistan mit Soldat_innen unterwegs war: „Es ist einfach nicht gut, sich vor Afghanen zu sehen. Der […] und ich, als der noch in Uniform – ja ja, juhu, und man liegt sich im Arm (JB lacht) und dann setzt man sich hin und redet miteinander – die sind ausgeschlossen."

Die textilsoziologische Forschung zu Uniformen unterstützt diese Perspektive, wenn Henkel in ihrer Untersuchung von *Corporate Fashion* in einem Autokundencenter beispielsweise schreibt, dass Uniformität die „schnelle Lokalisierbarkeit des Mitarbeiters im Raum" (Henkel 2008: 180) bedeutet. Darüber hinaus definiere Uniformität die Rolle ihres Trägers und weise ihm verbindliche Kompetenzen zu, so Henkel (ebd.: 180).[38] Und so wird die Öffentlichkeit eingespannt, „in enforcing controls upon its members since the norms and the deviations of uniform wearers are apparent to everyone" (Joseph 1986: 3). Uniformen zeigen Stellungen an, lassen Normerwartungen zu, erlauben Kontrolle – lautet die Idealvorstellung.

„Visibility prevents private communication. Whereas we may confine our conversation to a private discussion with a solitary other, clothing makes the entire viewing world a reader of the sartorial message. […] Visibility permits group statements in a manner not available to speech […] Visibility in clothing is a social rather than physical property. We respond not simply to the physical appearance of the clothing but to the information it provides about wearers' statuses or affiliation, the norms to which they are held accountable, the degree of conformity to them, and whether they are in the appropriate context." (Joseph 1986: 50)

Es bleibt zu fragen, was es im Rahmen der Interventionssituation genau bedeutet, wenn wir die Sichtbarkeit von Kleidung und insbesondere von Uniformen als soziale eher denn als physikalische Eigenschaft verstehen. Ist es nicht fraglich, ob die Normen und Abweichungen von Uniformträgern und anderen Uniformierten für alle offensichtlich sind, wie Joseph schreibt? Schließlich treffen doch Menschen mit Erfahrungen in vielen verschiedenen Lebenswelten aufeinander, die in der Intervention zunächst aushandeln müssen, welche Normen und Regeln gelten, was erwartbar sein kann. Und so ist zu vermuten, dass die Normerwartungen von Intervenierenden und Intervenierten voneinander abweichen und einerseits durch die gegenseitige Interaktion teilweise ausgehandelt und angeglichen werden, andererseits nebeneinander bestehen, bestimmt auch ohne das Wissen oder die Reflexion des anderen darum. So berichtet Beatrice Pouligny von der großen Distanz, mit der lokale Bewohner in Haiti auf die internationalen *Peacekeeper* reagierten (Pouligny 2006). Als diese ihre ersten Besuche in den Dörfern machten, um Ansprech- und Kooperationspartner zu finden, versteckten sich die Haitianer in ihren Häusern, so dass die UN-Soldaten zunehmend frustriert wieder wegfuhren. Dass diese – in Uni-

38 Siehe auch Joseph 1986: 2, Mentges 2005: 20.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

formen, schwer bewaffnet – andere Normen und Werte repräsentieren sollten als das einheimische Militär, dass von ihnen ein anderes Verhalten erwartbar war, das war für die Haitianer nicht ohne weiteres denkbar.

Noch dazu handelt es sich bei Interventionssituationen häufig um Situationen, in denen die bisherigen Normen, Werte, Kommunikationsfragen ohnehin infrage gestellt bzw. unter dem Eindruck einer international gepushten und mit Kräften unterstützten gesellschaftlichen Transformation (von Krieg zu Frieden, von Diktatur zu Demokratie) und wechselnder Machtverhältnisse neu austariert, ja ein Stück neu verhandelt werden, eine Situation also, in der Bedeutungen und Regeln im Fluss sind. Dieser stark bewegte Charakter der Interventionsgesellschaft, unter anderem bedingt durch die hohe Mobilität der externen Akteure, erschwert die feintarierte Aushandlung von gemeinsamen Deutungsmustern und Interaktionserwartungen – ein „ständiger Ausnahmecharakter" präge die Situation, so Werner Distler (2010: 120). Und so lässt sich vielleicht weniger von öffentlicher „Kontrolle" im Sinne eines öffentlichen Überprüfens, ob Uniformträger den Erwartungen an sie gerecht werden, sprechen, wie ich Joseph im Eingangszitat lese. Und trotzdem können wir davon ausgehen, dass seitens der Intervenierten (Norm-)Erwartungen an sie herangetragen werden.

Auch wenn die Soldat_innen unter meinen Gesprächspartnern ihre eigene Sichtbarkeit betonen und von der Unauffälligkeit der zivilen Internationalen geradezu schwärmen, auch wenn sich die ‚Zivilen' in viel kleineren Gruppen und ggf. angepasster Kleidung bewegen – Intervenierende stechen im Vergleich zur lokalen Bevölkerung trotzdem heraus: „Man ist ein Ausländer, das weiß auch das gesamte Dorf und sicher auch alle drumrum, aber die sind ja nicht dämlich", hält Michael fest. Und insofern sind sie alle, manche mehr, manche weniger, dem Blick der Intervenierten ausgesetzt – ein Blick, der mit Anne-Meike Fechter eine Macht repräsentiert, „which many expatriates, not always successfully, aim to escape" (Fechter 2007: 62).

Entsprechend besteht eine Strategie, um dieser Art der Bewertung über die interpretierbaren Sichtbarkeiten, dieser (eventuell falschen) Einteilung zu entgehen, darin, die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren. Die Unsichtbarkeit beispielsweise in einem ummauerten *Compound* oder einem teureren Restaurant kann auch Erleichterung und Freiheit bedeuten. So war es Nina Lepkowski grundsätzlich sehr wichtig, den (ihr bekannten und ihrerseits antizipierten) lokalen kulturellen Erwartungen zu entsprechen. Und doch war sie, die im öffentlichen Raum, bei der Arbeit Wert darauf legte, sich auch äußerlich anzupassen, ihr Haar zu verhüllen und bei offiziellen Anlässen traditionelle Kleidung zu tragen, froh, am Abend zu Hause ihr Kopftuch ablegen zu können. Es trug erheblich zu ihrer Entspannung bei, zu Hause nicht mehr an potenzielle afghanische Beobachter_innen denken zu müssen und zu überlegen, inwiefern ihr eigenes Verhalten wohlwollend oder kritisch beurteilt wurde. Erst dann war Feierabend. Weil sichtbar zu sein potenziell immer mit sozialer Kon-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

trolle verbunden ist, ist es auch anstrengend. Der Rückzugsraum, in dem man sich gestattet, nicht die Erwartungen der lokalen Umgebung, sondern die eigenen Maßstäbe gelten zu lassen, ist in diesem Fall an die Nicht-Sichtbarkeit nach außen gebunden.[39]

Und während Unsichtbarkeit zur Entspannung von Intervenierenden beiträgt, ist sie insofern ein Stück weit trügerisch, als die lokalen Bewohner sich sehr wohl vorstellen (können?), was innerhalb eines Hauses, hinter den Mauern eines *Compounds* passiert. [40] Fast (2014), Smirl (2015) und Roth (2015) argumentieren, dass man deshalb auf keinen Fall von „aus den Augen, aus dem Sinn" sprechen könne, sondern auch das nicht-sichtbare, aber nichtsdestotrotz vermeintlich bekannte Verhalten von Intervenierenden auf großes Unbehagen und große Kritik seitens der Intervenierten stoße. Stefan und Ulrike wiederum, die mehrere Jahre in einer afghanischen Kleinstadt lebten, war es wichtig, auch jenseits des Jobs und ihrer beruflichen Netzwerke als Paar und Familie in ihrer Nachbarschaft und Stadt sichtbar zu werden. In ihrer Erzählung über das Leben vor Ort und die alltägliche Interaktion mit den lokalen Bewohnern ist ihnen wichtig, ihre unabänderliche Sichtbarkeit nicht nur hingenommen, sondern gewissermaßen genutzt zu haben. Ihre Sichtbarkeit aufgrund ihres Ausländerseins, ihres Fremdseins sei die Chance gewesen, eine andere Lebensart und insbesondere ein anderes Geschlechterverhältnis, ein anderes Beziehungsmuster vorleben und zeigen zu können. Es sei explizit nicht darum gegangen, etwas vorzugeben oder zu propagieren, auch thematisiert hätten sie die Gleichberechtigung untereinander nicht. Aber es sei möglich gewesen, schlicht und einfach durch das eigene Beispiel eine andere Form von Paar und von Familie in der Gemeinde sichtbar werden zu lassen. Dadurch, beispielsweise, dass Ulrike sich allein im öffentlichen Raum bewegte und dies bei vorsichtigen Nachfragen afghanischer Nachbarinnen mit dem Vertrauen erklärte, dass Stefan ihr entgegenbringe. Auch

39 Am Beispiel von *Expat*-Frauen in Nordpakistan schildert Nany Cook, dass auch diese sich um die Anpassung an das bemühen, was sie als lokale Sitten und Bräuche wahrnehmen – wie sie sich anziehen, wo sie leben, wie sie sich fortbewegen, wo die Kinder zur Schule schicken (Cook 2007: 6). Als Ausgleich seien Partys ohne lokale Gäste sehr willkommen: „Expatriate parties serve as a way of coping with these stresses and uncertainties; they rejuvenate women, keep them feeling alive, allow them to preserve a familiar identity as modern, white, middle-class Western women who dance to disco music, drink alcohol, wear jeans and t-shirts, live in well-appointed homes, and eat pasta with leavened bread." (Ebd.)

40 Der hier beschriebene afghanische Fall ist insofern besonders spannend, als ein Sichtschutz durch (hohe) Mauern rund um ein Wohnhaus generell üblich ist und die Unterkünfte von Intervenierenden zumindest diesbezüglich keine exklusive Sonderrolle einnehmen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dieses *Framen*, die Entscheidung, die eigene unabänderliche Sichtbarkeit mindestens für sich selbst positiv zu wenden und ihr eine eigene Sinnhaftigkeit zuzusprechen, ist eine Strategie, mit der eigenen Sichtbarkeit und der mit ihr verbundenen Öffentlichkeit, der erhöhten Beobachtung, unter der man steht, umzugehen.

Sichtbarkeit bedeutet Angreifbarkeit, Unsicherheit

Auch die eigene physische Sicherheit wird als Folge von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit gedeutet. Soldaten gehen klar davon aus: Wer erkennbar ist, ist angreifbar. Umgekehrt stellen sie fest, dass Unauffälligkeit die Sicherheit erhöht. So erzählt Martin: „Das Auswärtige Amt ist ist auch rausgefahren ins Land (JB: hm-m), ohne Schutz, ja, die hatten ihre ihre zivilen Fahrzeuge, waren damit wesentlich unauffälliger." Wer untertauchen kann, wer nicht erkennbar ist, ist sicherer.

Es ist doch paradox: Wenn man mit als militärisch erkennbaren Fahrzeugen unterwegs ist, braucht man Schutz – mehrere gepanzerte Fahrzeuge, schusssichere Kleidung, Waffen, einen Richtschützen am Maschinengewehr. Wenn man nicht in militärischen Fahrzeugen unterwegs ist, ist auch kein Schutz nötig? So erklärt sich zumindest Martin, dass die Mitarbeiter des Auswärtigen Amts keinen dabei hatten. Doch selbst wenn Soldaten auch ‚inkognito', in nicht-militärischen Fahrzeugen und ‚ziviler' Kleidung unterwegs sein könnten – was insofern illegal wäre, als Soldaten sich laut Genfer Konventionen immer als solche zu erkennen geben müssen, würden sie doch damit rechnen müssen, angegriffen zu werden. Schließlich, so würde ich argumentieren, ist ihre Angreifbarkeit weniger in ihrer prinzipiellen Sichtbarkeit, sondern vielmehr in ihrer spezifischen Sichtbarkeit als Gewaltpartei und Repräsentanten staatlicher Macht und Gewalt begründet.

Auch zivile Akteure – humanitäre Hilfsorganisationen, Entwicklungsorganisationen, inter- und multinationale Akteure – sehen oft einen klaren Zusammenhang zwischen Un-/Sichtbarkeit und Un-/Sicherheit, sind aber interessanterweise sehr zwiespältig in ihren Interpretationen. Hilfsorganisationen waren lange der Überzeugung, dass – im Gegensatz zum gerade diskutierten Militär – ihre Sichtbarkeit und Erkennbarkeit als solche sie vor Angriffen schützt. In dieser Logik ist eine deutliche und allseits verständliche Kennzeichnung von Personen und Objekten entscheidend für die Sicherheit von Intervenierenden. Noch genauer: Sind sie nicht nur als Hilfsorganisation, sondern explizit als neutraler, allparteilicher Akteur sichtbar, ist ihre Sicherheit garantiert. Dies zeigt auch die inzwischen größtenteils abgeklungene öffentliche Debatte um sogenannte ‚zivil-militärische Zusammenarbeit', die seit dem Ende der 1990er bis in die frühen 2010er Jahre oft mit Verve und großer Leidenschaft geführt wurde (vgl. 1.1). Es sei nicht nur wichtig, sich selbst und die eigenen Fahrzeuge und Häuser zu kennzeichnen, sondern darüber hinaus räumliche Distanz zu militärischen Akteuren zu wahren und, ganz abgesehen von dem Gedanken an Kooperation oder Zusammenarbeit, sehr darauf zu achten, nicht mal zusammen gesehen zu werden. Würden Hilfsorganisationen mit Militär zusammen auftreten bzw.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nach außen hin sichtbar werden, so das Argument, stünden ihre Neutralität und Allparteilichkeit im Konfliktgebiet infrage. Und, so die Argumentation weiter, wären diese einmal kompromittiert, sei es mit der eigenen Sicherheit und Unverletzlichkeit endgültig vorbei.[41]

Während sich der Standpunkt in weiten Teilen der humanitären Gemeinschaft hält, dass Sichtbarkeit im Sinne von gezielter Symbolik und Kommunikation der eigenen Prinzipien Verständnis erzeugt, dass spezifische Erkennbarkeit Anerkennung und deshalb auch Schutz vor Angriffen bedeutet, gibt es kaum empirische Belege für diese Einschätzung. Während manche argumentieren, dass im Zuge des „War on Terror" der Amerikaner und ihrer Verbündeten gerade im Irak und in Afghanistan die Grenzen zwischen militärischen und humanitären Akteuren verwischt worden[42] und humanitäre Organisationen nicht mehr als unpolitische, unparteiische Akteure erkennbar seien, warnen andere vor dieser Logik. Angesichts der verbreiteten und lange hochgehaltenen Praxis, Fahrzeuge, Gebäude und Menschen mit dem UN-Blau oder Logos zu kennzeichnen, sei es doch reichlich naiv und letztlich gefährlich anzunehmen, dass humanitäre Helfer angegriffen würden, weil die Angreifer es nicht besser wüssten. Bereits 2008 hält Laura Hammond fest:

„Their attacks should be seen not as the result of extreme confusion but as deeply conscious acts aimed at exploiting humanitarian symbols and garnering as much attention as possible

41 Leibhart konkretisiert interessanterweise, dass über diese simple Dichotomie hinaus der Ruf des anderen entscheidend dafür sei, ob man zusammen gesehen werden möchte. Nach seiner Erfahrung „wissen die Leute sehr wohl zu unterschätzen [sic!] zwischen einer huma- zwischen Mitarbeitern einer humanitären Organisation (JB: ja) und, äh, dem UN-System". Während sein Team und er dafür bekannt seien, Sicherheitsrisiken in Kauf zu nehmen und auch mal unbürokratisch zu handeln, hätten die UN-Truppen in seiner Arbeitsregion einen äußerst schlechten Ruf als passive, auf sich selbst bedachte Beobachter. Entsprechend hielten er und seine Leute sichtbaren (!) Abstand: „Sobald UN irgendwo auftaucht, gehen wir, gehen wir weg (JB: ja). Also, fü- temporär (JB: ja). Wir setzen uns einfach ab. Wir wollen da- nicht mit zusammen gesehen werden, äh, wir fahren nicht im Konvoi mit denen, äh, wir nutzen keine Lastwagen, auch wenn wir die umsonst kriegen könnten und dafür teuer anmieten müssen (JB: aha, aha). Nichts dergleichen." Ich verstehe ihn so, dass es nicht nur um die Frage tatsächlicher Kooperation geht, sondern hier zunächst mal ausschließlich um die Außenwahrnehmung, die Sichtbarkeit einer möglichen Beziehung, die er unter allen Umständen vermeiden möchte.

42 Oft zitiert wird US-Außenminister Colin Powell, der (im Rahmen einer Rede auf der *National Foreign Policy Conference for Leaders of Nongovernmental Organizations* am 26.10.2011 in Washington, D.C.) von NGOs als „force multiplier […] such an important part of our combat team" sprach.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

for the cause that the perpetrators believe they are serving. Attacks against aid workers are carried out not because people do not understand the power of humanitarianism, or because humanitarianism is weaker than ever before, but precisely because they do comprehend it and seek to gain power for themselves through the very act of targeting such a potent symbol." (Hammond 2008: 177)

Zugleich widerspricht Hammond der Wahrnehmung, dass es sich bei den Angriffen um ein neues Phänomen handle, gewissermaßen eine Post-9/11-Erscheinung, ausschließlich bedingt durch die zunehmende Vermischung von politischen und humanitären Kampagnen und Akteuren. Eine erhöhte Verletzbarkeit als Folge von Sichtbarkeit sei nicht neu. Bereits in den 1990ern seien UN- und NGO-Fahrzeuge in Somalia vermehrt angegriffen worden, weil sie als Internationale, und mit Symbolen als solche gekennzeichnet, nicht unter die sozialen Regeln von Klans fielen. Deshalb würden viele Organisationen keine Autos mehr importieren, sondern „instead travel in unmarked vehicles that have been hired by clans" (ebd.: 185), um von der Identität des Wagenbesitzers zu profitieren.

Es ist also auch für diese, von manchen der Intervenierenden wahrgenommene Folge der Sichtbarkeit, die erhöhte Angreifbarkeit und Unsicherheit, eine nicht nur denkbare, sondern auch angewandte Strategie, die Sichtbarkeit zu reduzieren. Das *Risk Management Office* in Afghanistan, dessen Internet- und SMS-Service internationale Akteure nutzen, um sich über die Sicherheitslagen und mögliche Vorfälle zu informieren, empfiehlt gerade weiblichen Intervenierenden, sich angepasst zu kleiden, um keine negative Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In Einsatzgebieten wie dem Irak nutzen das ICRC und viele andere Organisationen abnehmbare Schilder an ihren Fahrzeugen, um situativ über die eigene Un-/Sichtbarkeit zu entscheiden. Und manche Förderer gestehen durchführenden Partnern vor Ort zu, auf sichtbare Hinweise auf den Geldgeber (das Logo an Projektorten, Gebäuden und Fahrzeugen) entgegen den ansonsten üblichen Gepflogenheiten zu verzichten (ebd.).[43]

Doch die Reduzierung von Sichtbarkeit hat auch potenzielle negative Folgen. Verzichten Hilfsorganisationen aus Sicherheitsgründen auf Sichtbarkeit, auf Embleme und Symbole, „people are left to wonder what happens behind walled compounds or what agencies are actually doing that contributes to the well-being of a population" (Fast 2014: 196). Man nehme den lokalen Bewohnern obendrein die Solidarität sichtbarer internationaler Unterstützung und wahrnehmbarer externer Zeugen, wenn man ohne gekennzeichnete Fahrzeuge und *Compounds* präsent sei, so Fast (2014: 213). Es sei ein Dilemma: „It is good to be discrete but make sure people know what you are doing. This is a tough balance. You pay a price because you are not visible – you are seen the same as everyone else but you might be tar-

43 Siehe auch Sampson 2003: 333, Fast 2014: 18, 208.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

geted because of your visibility", so ein Sicherheitsberater für NGOs im Gespräch mit Larissa Fast (ebd.: 196).

Neben der Nicht-Verwendung von Logos ist eine weit verbreitete Möglichkeit, die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren, Routinen (im zeitlichen Ablauf, in der Bewegung im Raum) und damit Beobachtbarkeit zu vermeiden, wie ich bereits in Kapitel 5.2 zu Sicherheit und Unsicherheit ausführlich diskutiert habe. Die Soldaten unter meinen Gesprächspartnern wie z. B. Georg Wälder schildern, dass Abläufe und Zeiten gewechselt und z. B. der Beginn von Patrouillen flexibel gehandhabt wurde, um keine beobachtbaren Muster zu schaffen und sich vor Angriffen zu schützen.

Die in meinen Augen krasseste Form auf Sichtbarkeit zu verzichten, eine „low-profile strategy" zu fahren, ist das „remote management", also das Management humanitärer Projekte aus der Ferne, hunderte Kilometer entfernt, beispielsweise vom Nachbarland aus.[44] Während *Expatriates*, die ‚Internationalen', aus der sicheren Entfernung heraus die Leitung innehaben, werden vor Ort ausschließlich lokale Angestellte beschäftigt. In der Annahme, so Hammond, dass *Locals* mehr wissen und vor Ort bekannt und vertraut sind, gehe man davon aus, dass diese besser mit möglichen Risiken und Bedrohungen umgehen könnten. Dabei sind *Locals*, auch das wurde bereits an anderer Stelle verdeutlicht, laut verschiedenen statistischen Studien mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Vielfaches gefährdeter als Internationale (Hammond 2008: 185-186).

Mit Blick auf mein Material ist sehr fraglich, ob derlei Maßnahmen tatsächlich möglich machen, dass Intervenierende unsichtbar bleiben, in der Masse untergehen. Hilfsorganisationen und zivile Akteure mögen die Wahl haben, ihre Logos zu verwenden oder nicht. Militärs haben diese Möglichkeit nicht in vergleichbarem Maße. Sie tragen grundsätzlich Uniform – und während die in Tarnfarben gehaltene Uniform auf weniger Sichtbarkeit im Gelände zugeschnitten ist, ist sie zugleich auch deshalb Pflicht, weil der Soldat nach völkerrechtlichen Vorgaben als Kombattant erkennbar sein muss. Er ist auf Sichtbarkeit verpflichtet. Zugleich habe ich argumentiert, dass auch andere Intervenierende sich nicht unsichtbar machen können. Lutz hat darauf hingewiesen, dass die Sichtbarkeit von Intervenierenden nicht auf Logos und Schriftzüge beschränkt, sondern unvermeidlich mit ihrer Körperlichkeit verbunden ist. Dem (seinen Äußerungen impliziten) Wunsch, in der Menge zu ver-

44 Dieser Gedanke steckt sehr ähnlich schon in Unterkapitel 5.2.3, was der grundsätzlichen Ähnlichkeit dieser Unterkapitel geschuldet ist. Beide thematisieren Maßnahmen, die von Intervenierenden ergriffen werden, um weniger aufzufallen. Während in 5.2.3 Sichtbarkeit reduzieren als Strategie des Umgangs mit (empfundener) Unsicherheit als Eigenschaft der Situation gedeutet wird, wird an dieser Stelle die Unsicherheit, auf die mit Reduktion von Sichtbarkeit reagiert wird, als Folge der Sichtbarkeit der Intervenierenden verstanden.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schwinden, erteilt Lutz eine klare Absage. Ich verstehe ihn so, dass man sich als Intervenierender vielleicht wünschen würde, weniger sichtbar zu sein, weniger als Fremdkörper wahrgenommen zu werden, dass man entsprechend allerlei Äußerlichkeiten anpassen kann, um die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren, dass man aber schlussendlich immer ‚anders', ‚fremd' und deshalb sichtbar bleiben wird. Und genau dies ist es ja auch, was Michael Kubos und Werner Petzold sagen: Wer unsichtbar sein wolle, macht sich im Zweifelsfall eher „zum Horst", als dass er seine eigene Sicherheit erhöht.

Sichtbarkeit als Mittel und Zweck

Um es noch einmal zu wenden: Sichtbarkeit ist bei weitem nicht nur negativ besetzt. Nicht nur kann die Sichtbarkeit von Intervenierenden in einer bestimmten Funktion oder Zugehörigkeit Sicherheit bedeuten. Intervenierende nutzen Sichtbarkeit auch als vielfältige Ressource und Instrument, sie arbeiten richtig mit ihr. Für Hilfsorganisationen bedeutet Sichtbarkeit Aufmerksamkeit, Beachtung, und deshalb im Zweifelsfall auch mehr finanzielle Mittel, sei es durch private Spenden oder öffentliche Mittel der entsendenden Gesellschaften. Sowohl dem privaten Spender als auch der Steuerzahlerin wird zugeschrieben zu erwarten, in irgendeiner Form zu sehen, wo ihr Geld eingesetzt wird, ob es ‚ankommt'. Folglich ist es für viele Akteure wichtig, ihre Präsenz und die Arbeit vor Ort für ein fernes (Medien-) Publikum sichtbar zu machen. 1994, im Nachgang des Völkermords in Ruanda, schlugen die meisten Hilfsorganisationen im benachbarten Ostkongo ihre Lager auf und der Journalist Richard Dowden schreibt: „The streets of Goma are plastered with stickers – every vehicle seems to proclaim its allegiance to some organisation. […] each organisation ensures that its name is on everything from water pumps to T-Shirts." (Dowden 1994) Eine Praxis, die nicht auf NGOs beschränkt und auch zwanzig Jahre später noch aktuell ist, erklärt doch der UN-Nothilfekoordinator für Nepal, Albrecht Beck, dass viele Hilfsorganisationen und Staaten nicht bereit seien, ihre Hilfe zu koordinieren, weil sie ein Interesse daran hätten, mit eigener Flagge sichtbar zu sein (ZDF heute journal 2015). Auch Staaten kämpfen darum, sichtbar zu sein. Sichtbar für die Fernsehzuschauer zu Hause, die im Anschluss an den Nachrichtenbeitrag zur Spende aufgefordert werden. Mit Dowdens Worten: „The medium is television, and for an aid agency to have its name or logo on News at Ten or, even better, its director interviewed by CNN, is worth a lot of money." (Dowden 1994: 1) Sichtbar sein aber ebenso für die Bewohner des Interventionsgebiets. Hilfsorganisationen machen sich sichtbar, um vor Ort Transparenz für ihr Tun und ihre Absichten zu schaffen. Das wird auch sehr kritisch gesehen – von deren Mitarbeiter_innen selbst, aber auch von soldatischen Interviewpartner_innen, zeigt es doch die Eigennützigkeit solch vermeintlich uneigennütziger Akteure.

Zugleich wird für eine deutsche staatliche Organisation von einigen Interviewpartner_innen explizit der Anspruch formuliert, dass diese auch als solche sichtbar

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sein sollte. Die GIZ ist zwar eine deutsche Organisation, hatte aber wie an eigentlich allen Standorten auch in Taloquan (Afghanistan) internationale und afghanische Angestellte. Soldat Georg Wälder findet das problematisch: „Wenn die wo auftraten, die wurden als deutsche Organisation überhaupt nicht wahrgenommen." Die aus seiner Sicht schlechte Außendarstellung findet er „schlimm" und „deprimierend" – als ginge er davon aus, dass eine als deutsch identifizierbare Interventionsleistung zu einem positiven Deutschlandbild beiträgt und es insofern fast ehrenrührig ist, quasi die eigene Identität zu verweigern.[45]

Sichtbarkeit ist nicht nur Mittel, sondern auch Zweck. Sie wird von einigen meiner Interviewpartner direkt mit Wirksamkeit verknüpft. Nicht von ungefähr sprechen meine soldatischen Gesprächspartner davon, „mit Masse" aufzutreten oder irgendwo „reinzugehen" – sie wirken allein aufgrund ihrer physikalisch-körperlichen Präsenz, was wiederum voraussetzt, dass die Gruppe auch als solche erkennbar ist, die „Masse" also als solche erkannt werden kann: an äußerlichen, sichtbaren Zeichen. So z. B. an der Uniform. Laut der Argumentation meiner polizeilichen und militärischen Interviewpartner entfalten Uniformen Außenwirkung, die Berufe nutzen – eine Sichtbarkeit, mit der sie arbeiten. Für Lutz ist klar, dass die Polizei (in Deutschland) nicht nur kriminelle Taten verfolgt, sondern Kriminalität maßgeblich vorbeugt, indem sie auf den Straßen uniformiert, also als materialisierte, personifizierte Staatsgewalt sichtbar ist und so potenzielle Täter abschreckt, die Zahl der tatsächlichen Verstöße reduziert: „Also, man geht davon aus, dass also eine (1) eine Ordnungswidrigkeit oder eine Straftat oder ein Vergehen (1) (JB: hm-m) nicht passiert, wenn in dem Moment da ein Polizeibeamter da steht."[46]

Ziel sei es, Verbrechen vorzubeugen, „alleine dadurch, dass man da ist". Ähnlich sind sowohl er als auch Werner Petzold davon überzeugt, dass sie im Auslandseinsatz der einheimischen Bevölkerung allein durch ihre offensichtliche Präsenz ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. „Wir sind hier" würden sie in ihren Uniformen und in der Gruppe signalisieren: „Also unabhängig davon jetzt was wir zu bieten haben (JB: hm-m, hm-m), diese Präsenz ist unheimlich wichtig, ja? Dieses (1) dieses Gefühl." Das stelle ich mir als sehr mächtiges Gefühl vor, ein Selbst-Konzept, das mit Macht verbunden ist – denn wer kann schon sagen, dass allein seine sichtbare Anwesenheit eine so deutliche Wirkung entfaltet? Nur weil ich da

45 Letztlich lässt sich an dieser Stelle nur mutmaßen warum, ich habe im Gespräch selbst nicht nachgefragt.

46 Seine Schilderung, dass er während seines Aufenthalts in Bosnien Uniform trug, obwohl er im Ministerium tätig und für die Öffentlichkeit kaum sichtbar war, zeigt, dass Sichtbarkeit nach außen weder die einzige noch unbedingt die wichtigste Begründung der Uniformpflicht darstellt. Ich vermute, die sichtbar zu machende Zugehörigkeit zur Mission war hier der maßgebliche Grund.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bin, und dann verstärkt: Erst recht weil *wir* da sind, verhalten sich Menschen anders, fühlen sich Menschen anders. Wobei die Macht nicht allein in der Sichtbarkeit des Einzelnen oder der Gruppe liegt: Die Wirkungsmacht sichtbarer Polizisten oder Soldaten liegt maßgeblich darin begründet, dass sie Staatsmacht vertreten und erwarten (können), dass diese an-/erkannt wird. Entsprechend ist ein Teil ihres Auftrags allein durch die Sicherstellung ihrer Sichtbarkeit erfüllt. Auch Herzog und ihre Mitautor_innen stellen in ihrer Diskursanalyse deutscher Zeitungsartikel fest, dass argumentiert wird, „dass bereits die schlichte Präsenz der SoldatInnen – mit ihrer Waffenausrüstung und der Möglichkeit ihrer Anwendung – für Ordnung sorge" (Herzog/Kobsda/Neumann/Oehlaf 2012: 157).

Schwierig kann es werden, wenn Intervenierende sichtbar sind, aber das, wofür sie stehen, nicht eintrifft. Wenn also viel Militär zu sehen ist, aber Gewalt und Unsicherheit trotzdem omnipräsent sind. Die Folgen der Diskrepanz zwischen sichtbaren internationalen Gewaltakteuren (als vorgeblichen ‚Beschützern') einerseits und konkreter oder diffuser erlebter Bedrohung andererseits sind schwer abzuschätzen, aber wahrscheinlich negativ für die Beziehungen zwischen Intervenierenden und Intervenierten.

„The image of tanks being deployed may have a definite psychological impact, as the military chiefs say, but is quite irrelevant to snipers or militiamen who may not display their arms in daylight but none the less continue to occupy the terrain. Among the population concerned, the gap between the deployment of heavy weaponry and the insecurity that they experience every day […] has consequences that are not minor. Not only does the situation not reassure them, it makes them wonder: if these strangers are not here to protect us, what hidden reason is there behind their presence...? […] the arrival of some armoured vehicles in a village or district, in the absence of any explanation or dialogue with the inhabitants, can cause panic and spread fear. Conversely, the ritual of daily passing of military ‚parades' (as the inhabitants sometimes call them), sometimes at a fixed time, in districts where insecurity remains high, especially at night, is only funny the first time. Yet in UN jargon all these ‚showing the flag' patrols are aimed at ensuring a visible presence, a deterrent to possible troublemakers, a reassurance for the people." (Pouligny 2006: 253)

Der Gedanke, allein durch sichtbare Präsenz wirksam zu sein, ist nicht ausschließlich Polizei und Militär vorbehalten. Interessanterweise gehen auch Menschenrechtsbeobachter_innen davon aus, dass ihre sichtbare Präsenz einen Unterschied macht. Allein indem sie Einheimische begleiten, die sich für Menschenrechte einsetzen, indem sie vor Ort sind und gewissermaßen die wachsamen Augen der Weltöffentlichkeit verkörpern, die Menschenrechtsverletzungen bezeugen, allein so werden sie schon wirksam. Allein durch ihre Anwesenheit und ihre potenzielle Zeugenschaft schrecken sie Menschenrechtsverletzungen ab, so jedenfalls die unterstellte und sicherlich auch nicht ganz unberechtigte Selbsteinschätzung. Diese

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wirksamkeit durch Sichtbarkeit setzt Identifikation und Macht voraus. Jemand muss mächtig sein bzw. als mächtig identifiziert werden, damit seine Sichtbarkeit Wirksamkeit entfaltet. Die Menschenrechtsbeobachter_innen sind mächtig, weil international, weil außenstehend, weil mit Zugang zu weltweiten Machtstrukturen (Lobbyarbeit in der Politik; Zugang zu Medienöffentlichkeit). Entsprechend ist auch die Erhöhung von Sichtbarkeit eine Strategie, um wirksam zu sein und so auch die eigene Anwesenheit, das eigene Tun zu legitimieren.

Professionalität, Wirkmächtigkeit und ‚Masse' verknüpft Andreas Fechtner in seiner Kritik an anderen Hilfsorganisationen. Es scheint mir dabei aber weniger um Masse im Sinne größerer Sichtbarkeit zu gehen, sondern eher um Masse zum Zweck einer größeren Effektivität. Stolz zeigt er mir im Anschluss an unser Gespräch ein großes Lager und erzählt, wie schnell seine Organisation aufgestellt sein kann, um im Katastrophenfall tausende Menschen zu versorgen. Demgegenüber gebe es ja auch

„wirklich Strickpullileute, die fliegen mit zwei Decken ins äh in Entwicklungsgebiete und die schaden mehr als sie gut tun, ja? Wo man wirklich sagen muss, sofort abschaffen, ähm, nach Hause schicken und nie mehr raus lassen, also ähm, es gibt da qualitativ wahnsinnig große Unterschiede, ja?" (Interview Andreas Fechtner)

Ich möchte an dieser Stelle gar nicht entscheiden, ob es darum geht, wie Intervenierende wirkmächtig arbeiten *oder* wie sie sich wirkmächtig präsentieren können. Das ist ja auch nicht zwangsläufig ein Entweder-Oder, mit hoher Wahrscheinlichkeit sind beides wichtige Aspekte. Denn mit der Wahrnehmung von Masse, ebenso wie mit all den anderen Formen von Sichtbarkeit muss man nicht, kann man aber sehr wohl arbeiten. Man kann sie nutzen, kann ihre Machtwirkung gezielt einsetzen. Sei es über Masse, wenn beispielsweise die Qualität einer Nothilfeorganisation, aber auch klassischerweise militärische Stärke in Personenzahl gemessen werden: Wie viele Decken man mitbringt, mit wie viel ‚Mann' man vor Ort ist, sagt aus dieser Sicht viel über die Potenz und Professionalität eines Akteurs aus. Aber auch Berufskleidung kann eine klare Machtwirkung zugeschrieben werden, ob es Uniformen oder Arztkittel sind.

6.1.3 Zusammenfassung

Intervenierende werden durch ihren Körper, ihr Sprechen, ihre Kleidung, durch Waffen oder Autos sichtbar. Sichtbarkeit ist nicht nur an Materialität, sondern auch die Möglichkeit eines Beobachters und dessen räumliche Nähe zum beobachteten Objekt geknüpft. Zugleich ist Un-/Sichtbarkeit keine Entweder-Oder-Kategorie, man kann auch mehr oder weniger un-/sichtbar sein. Wem sich Intervenierende wie

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zeigen möchten, ist eine Entscheidung, die sie nur bedingt individuell und für sich treffen können. Für viele wird Un-/Sichtbarkeit durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Organisation oder die Ausübung einer bestimmten Tätigkeit vorentschieden und kann kaum umgangen werden. Entsprechend impliziert Sichtbarkeit Identifizierbarkeit: Trete ich für meine Umwelt sichtbar in bestimmter Kleidung, in bestimmten Fahrzeugen auf, werde ich identifiziert und einer bestimmten Organisation, einer bestimmten Gruppe zugeordnet.

Und schließlich werden Un-/Sichtbarkeit Folgen zugeschrieben: Wer nicht nur identifiziert und als Teil des sozialen Gefüges positioniert wird, sondern wer darüber hinaus als Teil des Konflikts und der Auseinandersetzung um (Handlungs-) Macht und (Deutungs-)Hoheit gesehen wird, wem bestimmte Interessen und Allianzen zugeschrieben werden, dessen Sichtbarkeit geht mit Öffentlichkeit und damit potenziell mit Bedrohung einher. Es gilt: Je sichtbarer, desto angreifbarer. Je unsichtbarer, desto geschützter. Zugleich aber können Sichtbarkeit und Öffentlichkeit auch positiv genutzt werden und sie kann Macht verleihen, wenn man qua sichtbarer Symbole einer einflussreichen Gruppe zuzuordnen ist.

6.2 „ES GIBT PARALLELWELTEN." SOZIALE NÄHE UND DISTANZ UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DAS SELBSTVERSTÄNDNIS VON INTERVENIERENDEN

Eine zweite zentrale Dimension, anhand derer sich die Selbst- und Fremdbilder von Intervenierenden beschreiben lassen und die aufschlussreiche Einblicke in deren Erfahrungen bietet, ist Nähe/Distanz – in diesem Fall weniger die räumliche, die bereits in Kapitel 5.3 diskutiert wurde, als die soziale: Was sind die Bedingungen dafür, wem sich Intervenierende nahe fühlen und wem nicht? (6.2.1) Welche Menschen spielen im Alltag von Intervenierenden eine Rolle und warum? Welche Rolle spielen die direkten Kolleginnen und Kollegen (6.2.2) und die Bevölkerung[47] vor

47 Den Begriff ‚Bevölkerung' führte ich mit der Frage ein („Was glauben Sie, wie die Bevölkerung vor Ort Sie beschreiben würde?"). An ihm lässt sich möglicherweise exemplarisch darüber nachdenken, welche Bedeutungen mit Begriffen einhergehen, wer wie an Begriffe anschließen kann oder auch nicht, in welchen Diskursen und als welche Personen sich meine Gesprächspartner und ich jeweils mit Begriffen positionieren. Eine Kollegin, ausgebildete Ethnologin, kritisierte wiederum im Nachhinein die von mir gewählte Formulierung ‚Bevölkerung' als veraltet und wertend, schließe er doch an wissenschaftliche Diskurse an, die noch im völkischen Denken verhaftet waren. Ähnlich wie bei der Verwendung des „Feldbegriffs", den ein Kollege als ursprünglich militärischen proble-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ort (6.2.3)? Und welche Folgen haben Nähe und Distanz für Intervenierende (6.2.4)?

6.2.1 Bedingungen für Nähe und Distanz

Die Bedingungen für die verschieden ausgeprägte Nähe und Distanz von Intervenierenden zu ihren *Peers* bzw. den Anwohnern vor Ort sind vielfältig. Das hat verschiedene Gründe, ist mal so gewollt, mal nicht gewollt, ist von manchen selbst bestimmbar oder liegt nicht in der eigenen Hand. Räumliche Nähe und Distanz spielen eine große Rolle. Wer sich als Soldat mit Aufgaben im Feldlager fast ausschließlich innerhalb von dessen Mauern aufhält und keine Außenkontakte hat, dessen Erlebniswelt ist auf dieses Lager begrenzt. Sie unterscheidet sich immer noch deutlich von zu Hause, aber sie ist eher von eingeschränkter, nicht selbst bestimmter Mobilität, immer von denselben vielen Menschen auf wenig Raum und je nach Standort und Verwendung von der Interaktion mit Soldaten anderer intervenierender Nationen, einheimischen militärischen Kräften und zivilem internationalen Personal geprägt. Zugang zu dem meist ummauerten, bewachten Komplex wird kontrolliert und ist nur Zugehörigen oder Anliegern gestattet. Kontakt zu Einheimischen ist daher sehr beschränkt und für viele gar nicht gegeben.[48] Aber man muss

matisierte, war ich mir keiner Schuld bewusst. Vielmehr wollte ich mit einem gängigen Begriff an die vermutete Sprache meiner Gesprächspartner_innen anknüpfen. Tatsächlich ist er insofern ungünstig, als dass er beispielsweise die Unterscheidung zwischen Hilfsempfänger_innen und lokalen Kolleg_innen tendenziell übergeht. In den relevanten wissenschaftlichen Diskursen wird entweder zwischen „Intervenierenden“ und „Intervenierten“ unterschieden (der jüngere, deutsche Diskurs) oder es ist, sowohl im deutschen und internationalen *Praxis*diskurs als auch im internationalen *Wissenschafts*diskurs, typischerweise von ‚Internationalen‘ und ‚Lokalen‘ die Rede. Letztere Differenzierung wird allerdings zunehmend als zu vereinfachend und wertend kritisiert (siehe dazu Simons/Hirblinger 2013, Nadjivan 2010). Mutmaßlich nimmt die Reflexion von Begriffen und ihren Folgen für unsere Wahrnehmung und entsprechend auch unsere Arbeit insgesamt zu.

48 Mein Gedanke: Es scheint, als würden seitens des Militärs klarere Grenzen gezogen, wer dazugehört und wer nicht. Das funktioniert auch deshalb, weil Soldaten in aller Regel nicht als Einzelpersonen unterwegs sind, sondern in (oft großen) Gruppen stationiert sind. Abstrakt gedacht entspricht das klare ‚drinnen-draußen‘, „dazugehörig-nicht dazugehörig“ vielleicht der eindeutigen Freund-Feind-Unterscheidung, auf die Akteure bewaffneter Auseinandersetzungen angewiesen sind. bzw. es entspricht einer in Konfrontation gedachten Konfliktlogik, einer kontrollierenden statt vertrauenden Grundhaltung, die häufig

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bei weitem nicht Soldat sein, um seinen Alltag „aus Sicherheitsgründen“ hinter Mauern und mit wenig Außenkontakten zum Interventionsland, zur intervenierten Kultur zu verbringen, wie aus den Schilderungen von Polizist Jochen Pahlmann in Kapitel 5.3.3 deutlich wurde.

Neben der räumlichen Nähe bzw. Distanz hat auch das jeweilige Arbeitsfeld, der jeweilige Arbeitsauftrag eine Auswirkung auf die Beziehungen zu *Peers* bzw. Einheimischen. Wer sich als Auftragnehmer_in oder Dienstleister_in der Menschen vor Ort versteht, der sucht den Kontakt anders. Soldaten würde es besonders schwergemacht, Kontakte nach draußen zu knüpfen, aber auch diese könnten es, wenn sie Wert darauf legten, sagt Ute Krämer. Gleichzeitig, ist sie überzeugt, suchen viele Intervenierende eher die Nähe ihrer internationalen oder gar deutschen Kolleginnen und Kollegen, weil ihnen die interkulturelle Kompetenz abgeht. Sie erzählt:

„Es gibt Parallelwelten […] Es gibt viele, die Kontakte haben und sich engagieren. Es gibt sehr viel mehr Leute, die das Interesse nicht haben und nicht zuhören. Ich könnte dir hunderte Beispiel nennen... ‚die Leute sind so unzivilisiert, die essen mit den Händen.‘ Und die ziehen dann die Schuhe nicht aus, wenn sie zu Gast sind, dabei ist das in einem muslimischen Land richtig schlimm. […] Man müsste viel mehr Fragen stellen, das wollen wenige. Eine Mischung aus Überheblichkeit und Unverständnis dafür, dass es andere Welten gibt.“ (Interview Ute Krämer)

Die eigene Welt ist vertraut, man kann mit denselben sozialen Regeln rechnen, während man in Konfrontation mit ‚Anderen‘ über dieselben nachdenken und sich eventuell auf andere Sichtweisen und Wertungen einstellen müsste. Sich mit den ‚Seinen‘ zu beschäftigen ist tendenziell leichter, mit weniger Mühe verbunden. Da sind die Fragen, wie wichtig einem welcher Kontakt ist, wieviel man zu investieren bereit ist und wie lange man vor Ort ist, wie sehr sich was lohnt. Auch Sprache kann dabei eine zentrale Rolle spielen, denn die wenigsten Intervenierenden (auch hier eine Ausnahme: Stefan und Ulrike, Brigitte Pohl) lernen die Muttersprachen ihrer Nachbarn und einheimischen Kolleg_innen. Und so bleibt eine unsichtbare, aber deutlich spürbare Grenze. Maria Ludwig erzählt, die internationalen Richter seien beim Mittagessen unter sich gewesen: „Das ist eine Frage der Sprache.“

Darüber hinaus hängen Nähe und Distanz auch von der beruflichen und regionalen Sozialisation ab, so Simons These. Wer sich schon lange mit bestimmten Ländern oder Regionen beschäftigt, dem ist vieles nicht mehr so fremd. Wer schon als Student da war und so wie die lokalen Anwohner Sammeltaxi gefahren ist, der

mit der einer bestimmten ‚Sicherheitslage‘, einer bestimmten Einschätzung der unmittelbaren potenziellen Bedrohungen und der Positionierung dazu einhergeht.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hat schon ein anderes Gefühl für die Leute und die Umgebung. Wenn *Expats* in eine solche Situation kommen und vorher noch nie in einer solchen waren, kann es schwierig werden. Wem die Umgebung vertraut ist, der hat außerdem eher die Möglichkeit, Kontakte jenseits der Interventions-Community zu knüpfen, der fühlt sich auch in anderen Situationen wohl. Jenseits der Bereitschaft und der kulturellen Vertrautheit meint Ute Krämer, sei es eben auch eine Frage, wieviel man gemeinsam hat: „In einem Flüchtlingslager sind eher nicht Leute auf deinem Niveau, um es blöd zu sagen, das sind ganz ganz arme Leute. Du kannst dich nett unterhalten, aber intellektuell stimulierend ist das nicht. Aber woanders kann man solche Kontakte suchen, zu Unis z. B." Damit stellt Ute klar, dass Gemeinsamkeiten nicht notwendigerweise an dieselbe Herkunft geknüpft, sondern eher eine Frage der Bildung sind.

Und schließlich sind Kontakt und Nähe keine einseitige Sache, sie entstehen nur, wenn alle potenziell Beteiligten Interesse aneinander zeigen und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme und -pflege ergreifen. Maria Ludwig hatte im Kosovo deutlich weniger Kontakt zu lokalen Kolleg_innen als erwartet und gewünscht, obwohl sie mehrere Jahre vor Ort war. Sie machte sich viele Gedanken dazu, viele Gründe fallen ihr ein – neben der Sprache und den ungleichen wirtschaftlichen Ressourcen meint sie, die Kosovar_innen hätten genau beobachtet und für sich beurteilt, welcher der internationalen Richter sich tatsächlich für die Arbeit einsetzte: „Sie haben auch sehr genau erkannt, wer was geschafft hat und wer nicht. Und manche machen den Eindruck, nur das Geld abgreifen zu wollen. Die werden dann nicht sehr geachtet." Darüber hinaus seien die vielen Wechsel im internationalen Team und die begrenzten zeitlichen Horizonte des eigenen Aufenthalts nicht förderlich für Beziehungen zu Einheimischen, so Ludwig:

„Das hat mir die französische Kollegin erzählt, die relativ viel Missionserfahrung hatte. Die hat gesagt, für die ist das halt schlimm, wenn sie sich auf jemanden einlassen, der dann geht. So dass es dann irgendwann wahrscheinlich überhaupt kein Einlassen mehr gibt. Denn an sich sind Kosovaren unheimlich warmherzig." (Interview Maria Ludwig)

Beziehungen und soziale Nähe sind immer auch eine Entscheidung – dafür oder dagegen. In diesem Fall hebt Ludwig hervor, dass die Schwierigkeit, Kontakte zu knüpfen nicht im Wesen, in den Eigenschaften ihrer kosovarischen Gegenüber, sondern den Strukturen der Intervention begründet war. Zwei Personengruppen sind zentral bezüglich der Beziehungen von Intervenierenden, die *Peers* (das eigene Team, die Kolleginnen und Kollegen, die anderen Internationalen) einerseits und die lokalen Anwohner, die Intervenierten andererseits. In den folgenden Unterkapiteln werde ich für beide die Kategorien Nähe und Distanz vertiefen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.2.2 Wir – die *Peers*, das Team, die Kolleginnen und Kollegen

Das Team als Rückhalt und Sicherheit

Für viele sind die *Peers*, die direkten, internationalen Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe. Wenn Andreas Fechtner von seinem Tagesablauf erzählt (der „jeden Tag immer gleich" ist), spielt die Gruppe eine ganz zentrale Rolle[49]:

„Die ganz- *alle* Mahlzeiten *wurden* von allen Teammitgliedern *immer* im *Camp* eingenommen. Immer zusammen. Ausnahme bildeten die, die in die Flüchtlingslager gefahren sind, die, da konnte es auch sein, dass die über Mittag mal weg waren, weil das war auch teilweise eine lange Fahrt, da keine Ahnung drei Stunden hin oder vier Stunden hin und dann vier Stunden zurück, dann ist man logischerweise zum Mittagessen nicht da. Aber ansonsten, das das hat auch was mit (1) Zusammengehörigkeit und einer gewissen Sicherheitsgefühl zusammen, man sieht immer zu bestimmten zeitlichen Abständen immer das ganze Team. Wie läuft's bei euch, was war los, gibt es was besonderes, man hat einen sehr engen Austausch und eine sehr gute Abstimmung." (Interview Andreas Fechtner)

Aus seiner Beschreibung schließe ich, dass für die Frage, wo er war und wie die Arbeit lief, in erster Linie das Team wichtig war. Das Essen gibt den Rhythmus vor, die Gruppe der THW-Helfer_innen stellt den Bezugsrahmen und eine Art Rückversicherung dar. Es ist der soziale Rahmen, der soziale Raum seiner Leute, seiner Kolleginnen und Kollegen, in dem er sich verortet. Das regelmäßige Zusammensein mit seinem Team geht einher mit einer sozialen, einer emotionalen Nähe. Auf das Team kann man sich verlassen. Der Austausch ist einerseits ein professioneller: man informiert sich gegenseitig, stimmt sich ab, so dass jede und jeder seinen Teil gut beitragen kann und gleichzeitig der Blick fürs Ganze da ist. Und der Austausch ist andererseits ein menschlicher: er stiftet ein Gemeinschaftsgefühl, Zusammengehörigkeit. Ähnlich schildern Bundeswehrsoldaten den Zusammenhalt untereinander im Einsatz. Auf meine Frage, was im Einsatz dazu beitrage, dass es einem gut geht, antwortet Georg Wälder mit Kameradschaft:

„Äh, (1) den Begriff werden Sie heute häufiger hören, ist Kameradschaft. (JB: hm-m) (1) Der der Zu- innere Zusammenhalt mit der Truppe. Und da müssen Sie eines ganz klar fest- wissen, je kleiner der Haufen ist, umso ei- be- so einfacher ist es. (JB: hm-m) Ja? (JB: hm-m) Und ich hatte das Glück in allen meinen Einsätzen, in Teams zu arbeiten, die nach anfänglichen Schwierigkeiten, man muss sich ja erstmal finden, (JB: ja) eigentlich hervorragend auch

49 In Kapitel 5.2.3 wird der folgende Interviewausschnitt mit Bezug auf strukturierte Tagesabläufe und Sicherheitsempfinden zitiert. Hier soll die große Nähe zu den Kolleg_innen im Fokus stehen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch menschlich sozial hervorragend zusammengepasst haben (JB: ja, ja) und äh dann ist es ein Traum. (1) Ja und selbst wenn es einem schlecht geht, dann sind die anderen da eingesprungen und haben wiederaufgebaut. Und und und und und. Und das sind einfach Dinge, die kann man im Routinedienst nicht erleben. (JB: hm-m, hm-m) (1) Ja? (1)“ (Interview Georg Wälder)

Kameradschaft kann dieser Erzählung nach dort entstehen, wo die Gruppe nicht so groß ist und nach den erwartbaren, ganz normalen anfänglichen Schwierigkeiten als Team zusammenzuarbeiten beginnt, in dem einer für den anderen einspringt. Gerade im Vergleich zum „Routinedienst“ (daheim) seien es die besonderen Umstände im Auslandseinsatz, die zum Zusammenhalt untereinander beitrügen. Auch wenn Kameradschaft im Sinne der gegenseitigen Anerkennung und Achtung laut Abs. 12 Soldatengesetz immer zur Pflicht jeder Soldatin und jedes Soldaten gehört, betonen viele der von mir interviewten Soldat_innen den besonderen – wohl wahrhaft empfundenen, weniger verordneten – Zusammenhalt im Auslandseinsatz: ganz so, wie es Georg Wälder zu Beginn des obenstehenden Zitats einführt.

Michael Kubos argumentiert im Verlauf seiner Erzählung ähnlich, empfindet die Kameradschaft aber obendrein als etwas spezifisch Soldatisches. Der Zusammenhalt unter den Kolleginnen und Kollegen, den er aus der Bundeswehr kannte, habe ihm während seiner Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit gefehlt. Auf meine Frage, ob er neben der unterschiedlich ausgeprägten Hierarchie und Eigenverantwortung noch andere Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in der Arbeitskultur festgestellt habe, überlegt er kurz und sagt dann:

„(2) Ja. Das ist was wir gestern hatten, was uns eigentlich- und das habe ich wirklich *vermisst*, vermisst ist die sogenannte Kameradschaft. (JB: hm-m) (1) Also noch einmal, das äh wir hatten ein wirklich sehr gutes Klima und wir kamen auch wirklich sehr gut miteinander aus, aber trotzdem dieses – (atmet tief ein) (4) und das liegt wahrscheinlich an den Erlebnissen, die man als Soldat, wenn ein Soldat fällt, verwundet, dieses dieses dieses Zeremoniell hmm des Verabschiedens auf – im PRT, ja wo alle a- Spalier stehen nochmal und Angetretenen und so weiter und man sich auch kennt und gemeinsam trauert oder was auch- (1) ähmm (1) oder auch dieses *im* Lager zusammen leben, was vielleicht enger zusammenhält, also ich muss sagen, das *Mit*einander das Miteinander ist bei uns doch deutlich mehr, vielleicht auch liegt's an der Grö- ich weiß es nicht, als bei bei (1) beim Zivilisten. (JB: hm-m) Also ich muss sagen als Zivilist bist du doch irgendwie ein Einzelkämpfer. (JB: hm-m, hm-m) Und das *Gegen*einander, wenn man es so so nenn- sagen kann, ist doch deutlich größer (JB: hm-m) als das Miteinander. (JB: hm-m) (1) Also diese – was wir immer so schön sagen, Kameradschaft, die man in Deutschland ja auch nicht mehr erlebt, weil alle nach Hause fahren, (JB: hm-m) aber im Einsatzland immer noch wirklich zum Tragen kommt, ähm (1) fürs füreinander da sein, ähmm weil man halt gemeinsame Erlebnisse hat, (4) ist etwas was ich vermisst habe. (JB: hm-m, hm-m) (3) (fragend) Ja? Und – ja. (2)“ (Interview Michael Kubos)

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Michael bringt etliche Aspekte zur Sprache, die seines Erachtens zur besonderen Kameradschaft unter Soldaten beitragen. Es sind die existentiellen gemeinsamen Erlebnisse von Tod oder Verwundung, die damit verbundenen Rituale und Zeremonien, das Zusammenleben im Lager auch nach Dienstschluss, die ein Gemeinschaftsgefühl erzeugen, das trägt.

Der Kreis zuhause – Reintegration?

Was passiert mit der Nähe und dem Gemeinschaftsgefühl, wenn der Kollegenkreis – der zu Hause sonst für das eigene Selbstverständnis eine große Rolle gespielt hat – die Interventionserfahrung nicht teilt, weil man alleine im Ausland war? Es kann vorkommen, dass man im Nachhinein mit seiner alten beruflichen Bezugsgruppe nicht mehr viel anfangen kann – ganz gleich, wie viel Wert man auf Kollegialität legt, was einem die Gruppe bislang bedeutet hat. So erscheint mir Lutz als sehr kollegialer, auf das Kollektiv bezogener Mensch. Er spricht meist von einem „Wir", das Entscheidungen trifft, das jedenfalls etwas Verbindendes, Gemeinschaftliches besitzt. Die Gruppe als solche ist ein wichtiger Bezugspunkt – was seine Entfremdung von den normalen deutschen Kollegen, seinen alten Freunden bei der Polizei umso schmerzhafter für ihn macht:

„Das sind ganz liebe Leute, aber ich hab mich einfach verändert und in ähm (JB: hm-m) ich gehör nicht mehr hin, ich fühl- ich fühlte mich *echt fremd* (JB: hm-m) und ich bin von dem fünfzigsten Geburtstag meines Freundes um halb eins gegangen, (JB: hm-m) weil ich gesagt hab, (JB: irgendwie) das ist *körperlich*. Ich kann's nicht mehr (1) (JB: geht nicht mehr) aushalten. Ganz verrückt." (Interview Lutz Säger)

Lutz selbst hat sich verändert, so dass er bei allem Bemühen um „Reintegration" nicht mehr an seinen alten Platz zurückfindet. Das Leben im Ausland, in der Mission war ein Augenöffner, ein Weltenöffner, ein großes Abenteuer. Vieles am Leben dort ist einfach *ganz* anders als zu Hause, von langweilig über aufregend bis hin zu aufreibend. Und die Aufgaben scheinen relevant zu sein: Wer will, kann Großes bewegen, einen Unterschied machen. Nachhause zu kommen und sich wieder in die alten – beruflichen und persönlichen – Strukturen einzufinden, kann entsprechend schwerfallen. Das ist nicht nur für Lutz persönlich schwierig, sondern stellt auch seinen Arbeitgeber potenziell vor große Herausforderungen – entsprechend wichtig genommen werden die Bemühungen, eine dauerhafte Entfremdung zu verhindern: Nach der Rückkehr aus einer Auslandsmission müssen Polizisten eine gewisse Mindestzeit in einer deutschen Dienststelle arbeiten, bevor sie sich wieder für eine Mission melden dürfen.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.2.3 … und die ‚Anderen'? Beziehungen zu Menschen vor Ort

Leben in einem Interventionsgebiet bedeutet auch Leben in einem anderen Land, Alltag in einem anderen Alltag und sozialen Kontext. Vom Leben ‚in' einer fremden Kultur lässt sich dabei nicht immer sprechen – der Kontakt zur Gastkultur, das Ausmaß an Eintauchen in die Fremde fällt unterschiedlich intensiv aus. Für viele beschränkt er sich auf die Arbeitszeit und beruflich bedingte Kontakte. Und trotzdem stellen die Menschen vor Ort neben den direkten Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe für Intervenierende dar. Bezugsgruppe im Sinne von: eine Personengruppe, auf die man sich bezieht – ohne dass ich dies unbedingt mit Nähe gleichsetzen würde. Das Verhältnis nimmt verschiedene Formen an, von denen ich zwei näher beschreiben will. Neben der Neugier auf das ‚Fremde' ist eine gewisse Annäherung und Nähe für viele Teil der professionellen Rolle. Wieder andere manche Intervenierende blicken ganzheitlich (und nicht nur beruflich) auf ihre Zeit vor Ort zurück, ihr Leben mittendrin, in dem sie Nähe suchen und finden und sich nichtsdestotrotz manchmal fremd fühlen.

Eine gewisse Nähe – auch als Teil der professionellen Rolle

Für manche macht gerade das ‚Andere' einen wesentlichen Teil des Reizes eines Aufenthalts ‚im Ausland' aus. Die Neugier ist groß. Lutz wollte etwas Neues sehen, etwas anderes kennenlernen als seinen deutschen Alltag: „Da interessierte mich einfach diese dieses Ausland, also ich sag mal die Fremde." Und tatsächlich vermittelt seine Erzählung der ersten Mission in Bosnien-Herzegowina das Gefühl, er sei mit allen Sinnen, mit Kopf und Herz eingetaucht, so energisch-positiv und voller Details schildert er seinen Alltag dort. Dabei war es nicht nur positive Faszination, die ihn anfänglich motivierte. Sehr im Ohr geblieben ist mir, wie er sagte, er habe sich auch deshalb für eine Polizeimission auf dem Balkan gemeldet, weil er Land und Leute ‚ganz echt' kennenlernen wollte, denn:

„wenn man hier mit einem mit einem Albaner zu tun hat oder mit einem Serben zu tun hat oder mit einem Kroaten zu tun hat, so ist das ja sehr oft dienstlich behaftet, das heißt negativ. Und ähm da lernt man eben dann auch die die *echten* (JB: hm-m) (1) Einheimischen kennen, die genauso ticken wie du und ich (JB: genau), wo man wirklich nur den Menschen sieht. Und das war für mich einfach wichtig." (Interview Lutz Säger)

Die Neugier auf die Leute vor Ort und die Lust, diese kennenzulernen, war ein wesentlicher Teil von Lutz' Motivation. Für einige Intervenierende spielt dies eine Rolle. Noch häufiger ist eine Nähe im Sinne eines gewissen Kontakts zu den lokalen Anwohnern, der Bevölkerung vor Ort aber vor allem Teil des professionellen Selbstverständnisses. Ein Kontakt, der in unterschiedlichem Umfang möglich und

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch gewünscht ist, wie Jochen Pahlmann schildert. Er sei bei seinem ersten Aufenthalt in Kabul freitags ab und zu auf den Markt gegangen und das gemeinsame Wohnhaus der deutschen Polizisten habe zwar in einem international geprägten, aber ansonsten ganz normalen Wohnviertel gelegen:

„In der ersten Mission haben wir sehr stark auch in der afghanischen Welt gelebt, gerade an den Freitagen war es so, dass wir auch häufig bei Afghanen eingeladen waren. Das hat mir immer sehr gut gefallen. Man ist dann auch mal rausgefahren aus Kabul, war in einem Landhaus […] das war damals auch gewünscht, dass wir Kontakt zur afghanischen Kultur bekommen und halten." (Interview Jochen Pahlmann)

Damals sei ab und zu noch Kontakt zu Einheimischen möglich gewesen, auch auf der Straße hätte man sich begrüßt. Der abendliche Besuch zum Essen, zu Hause beim afghanischen Dolmetscher, sei zwar von den zuständigen Sicherheitskräften nicht gern gesehen gewesen, hätte aber nach einigem Beharren stattgefunden. Aufgrund der deutlich gefährlicheren Sicherheitslage seien solche Kontakte etwas bei seinem zweiten Aufenthalt 2011 undenkbar gewesen, man sei – zwangsläufig – unter sich geblieben. In Nina Lepkowskis Erzählungen (sie arbeitete mehrere Jahre in der Entwicklungs- und Nothilfe in Afghanistan) bleibt diese Motivation im Vergleich distanzierter (nach Feierabend eigentlich kaum Kontakt zu Afghanen), aber sie sucht über andere Wege die (symbolische) Nähe und ist stolz darauf, dass ihre Bemühungen (an)erkannt werden:

„Ich versteh mich als als als Gast im Land, dementsprechend verhalte ich mich auch […] also ich habe mir beispielsweise irgendwann angefangen in Pakistan und Indien diese *shalwar Kamiz* einzukaufen, weil es einfach im Sommer, sorry, es gibt dann einfach bei 35 bis 40 Grad im kontinentalen Klima im Sommer gibt's einfach nichts nichts besseres, ja? Und ähm hatte dann auch irgendwann, ich sag mal so, zwei drei Ausgeh- ähh -sets, und wenn dann irgendwelche *Inaugurations*[50] waren oder so, dann habe ich die auch angezogen und es ist total interessant, äh (1) dass ich dann als ich ausgereist bin, kamen die (1) wir hatten auch fünf äh (1) also Frauen, afghanische Frauen, die bei uns im Team gearbeitet haben, kamen halt die Frauen hinterher, weil die Männer würden sowas nie sagen, halt ganz klar, dass eines der Sachen, die sie immer toll fanden, wäre halt die Wertschätzung gewesen gegenüber der afghanischen Kultur, (1) äh man hätte halt gesehen, dass mir das (1) weiß ich nicht, dass mich das interessiert, dass mir das Spaß gemacht, ist ja egal, ob es jetzt wirklich so ist, aber das ist halt so gesch- das war halt so die die Ausstrahlung nach außen, die Message nach außen und was viel wichtiger war ist, dass die Kolleginnen damals gesagt haben, dass das ein Feedback gewesen

50 Mit *Inaugurations* sind Einweihungen z. B. von Schulen, Kraftwerken oder anderen Bauten/Einrichtungen gemeint, die von der GIZ finanziert wurden.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wäre, was sie von den *Gemeinden*[51] erhalten haben, und die Gemeinden waren unsere *wichtigsten*, das waren die *Partner*, das waren die Leute mit denen wir gearbeitet haben."[52] (Interview Nina Lepkowski)

Diese Anpassung an die Äußerlichkeiten des Gastlandes ist eine Möglichkeit, Nähe zu signalisieren, die einige Intervenierende in Betracht ziehen – sei es, wie geschildert, landestypische Kleidung zu kaufen und zu repräsentativen Anlässen zu tragen oder aber (trägt man Uniform, fällt die Kleidungsoption ja aus) sich einen „wallenden Bart" wachsen zu lassen. Zugrunde liegt der Gedanke, sich – trotz oder gerade wegen der eigenen mächtigen Position als Internationaler – dezidiert als Gast zu verhalten, ausdrücklich Respekt zu zeigen und sich deshalb an lokale Gepflogenheiten und das Umfeld anzupassen. Dazu zählt auch die Beachtung lokaler kultureller Kommunikationsregeln (z. B. man kommt nicht gleich zur Sache, lässt sich Zeit, spricht Probleme nicht direkt an). Wer dies tut, so die Logik, kann sich eine geachtete, positiv besetzte Position im intervenierten Umfeld schaffen. Das erleichtert die eigene Arbeit, ob als CIMIC-, d. h. Verbindungssoldat_in zur Zivilbevölkerung oder als Mitarbeiter_in einer Hilfsorganisation.

Oder? Gerade die äußere Anpassung an lokale Brauchtümer wird auch kritisch gesehen. Michael meint, er persönlich sei „kein Freund davon, äh mir für vier Monate einen Bart wachsen zu lassen, weil ich dann bei den Dorf-Afghanen äh ein besseres *Standing* habe". Authentisch sei das nicht, im Gegenteil: „So afghanisch sein zu wollen wie die Afghanen, das bringt es nicht. […] und das kriegen die auch mit."[53] Gilt es also eine Balance zu halten, zwischen dem Entgegenkommen an die Gastgeber und der Anpassung einerseits und der Glaubwürdigkeit und eigenen, bereits bestehenden Identität andererseits? Kann man zu sehr zur einen Seite lehnen und was wären die Folgen? Werner Petzold jedenfalls findet die explizite Annäherung an sein afghanisches Gegenüber ziemlich überflüssig:

„Viele haben es jetzt auch zuletzt auch immer gesagt, äh gewöhnen Sie sich ein paar Floskeln an, die man so benutzt, so als Intro, das kommt gut an, ja? Ich persönlich sage, ich muss das auch nicht überbewerten, ja? (1) Wenn mein Sprachmittler alles übersetzt von Guten Morgen bis Guten Abend und auf Wiedersehen, (2) kann ich mir, ich mir persönlich nicht vorstellen,

51 Gemeinde (im englischen Diskurs *community/communities*) ist hier im Sinne der kleinsten kommunalen Einheit, im Sinne der Dorf-, nicht der Kirchengemeinde gemeint.

52 Im Kapitel 6.1 habe ich dieses Zitat zur Illustration von Sichtbarkeit von Intervenierenden und Anpassung des eigenen Erscheinungsbildes verwendet.

53 Im Kapitel 6.1 habe ich dieses Beispiel mitsamt Zitat zur Illustration von Sichtbarkeit von Intervenierenden und Anpassung des eigenen Erscheinungsbildes verwendet.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dass das so viel entscheidend, entscheidend weniger wert ist, als wenn ich äh (2) *Tachschakor*[54] oder was auch immer man sagen kann." (Interview Werner Petzold)

Ein gutes Gespräch benötigt aus dieser Sicht weniger symbolische Wertschätzung und Entgegenkommen als höfliche, aber direkte, rationale Verhandlung auf Augenhöhe. Und die eigene Augenhöhe und damit auch das Ansehen seitens des Gesprächspartners würden durch ein Einlassen auf die fremde Kultur nur gefährdet. Tatsächlich ist Petzold der einzige unter vielen Bundeswehrsoldaten, die ich gesprochen habe, der das so streng sieht. Für viele gehört das Einlassen auf die fremde Kultur nicht unbedingt aus Höflichkeit, aber mindestens aus Professionalität dazu. Schließlich lautet der Arbeitsauftrag, die zivile Lage zu eruieren, was mit guten Kontakten, guten Beziehungen, guter Kommunikation besser möglich ist. Viele machen sich Gedanken darüber, wie sie über Floskeln hinaus mit ihren afghanischen Gesprächspartnern in Kontakt treten konnten. Unter anderem Georg Wälder erzählt vom Thema Familie als Türöffner und potenziell unverfänglichem Dauerbrenner:

„Familie spielt da eine ganz ganz große Rolle. (1) Dass man nur zwei Kinder hat, spielt keine. Aber dass man Kinder hat, ist an sich recht wichtig und ist häufig ein Türöffner. (2) Wenn man natürlich noch einen Sohn hätte, wär noch besser. Als als Vater von –
JB: Sie haben zwei Töchter, ne?
GW: Als Vater von zwei Töchtern, (JB lacht) wurde ich häufig bemitleidet. (JB lacht) (2) Ja, hab ich dann immer gesagt, ich glaube, ich hab irgendwann mal was falsch gemacht (Beide lachen auf.)." (Interview Georg Wälder)

Für gute Gespräche ist es wichtig, eine persönliche Ebene zu etablieren und Vertrauen zu schaffen. Was für meine Interviews galt, trifft ebenso auf die Gespräche der Soldaten mit ihren afghanischen Kontakten zu. Da übernimmt man auch mal die Deutung eines Gegenübers oder lässt diese zumindest unwidersprochen stehen, ohne das weiter zu problematisieren. Ähnlich erzählt Anna Goschen, dass sie natürlich Rücksicht auf kulturelle Regeln nehme und entsprechend z. B. öffentlich wahrnehmbare Gespräche mit deutschen Soldaten meide – nicht nur wegen des Militärs, auch wegen des Geschlechtsunterschieds. Was für Deutsche normal ist, ist dort undenkbar, so Goschen, z. B. als Frau mit einem Mann, mit einem Soldaten direkt und möglicherweise vertraut zu sprechen. Zugleich verstünden die Afghanen nicht, was gesprochen wird, sie können Gestik/Mimik nicht einordnen: „Damit kriege ich schon sehr viel Distanz zu den Afghanen." Und die möchte sie nicht.

54 Deutsche Lautschrift für Paschtu „Danke".

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Manchmal bleibt die (‚gefühlte' – welche auch sonst) kulturelle Distanz trotz anfänglicher Empathiebemühungen groß, wächst möglicherweise sogar mit der Zeit. Dann setzen Frust und Anstrengung schon da an, wo es darum geht, ein grundlegendes Verständnis der geltenden, wichtigen sozialen Regeln vor Ort zu entwickeln. Es sind Regeln, die (im Gegensatz zu den institutionellen Verhaltensregeln seitens des Arbeit-/Auftraggebers) nicht niedergeschrieben sind, die naturgemäß nicht förmlich mitgeteilt, explizit kommuniziert werden, aber nichtsdestotrotz gelten, die man anders erfassen muss. Aber wer kann sich hineinversetzen und wer nicht? Wer kann nachvollziehen und wer nicht? Ist es entscheidend, wie lang man dort ist? … wie viel Kontakt zu Einheimischen man hat und ob dieser nicht nur beruflicher Art ist? Wer sich Zeit und ein Stück weit Muße herausnimmt, also ohne Zeit- oder Erfolgsdruck unterwegs ist, ganz nach dem Motto: Wer sich innerlich treiben lassen kann, der kann als aufmerksamer Beobachter viel mitnehmen und immer mal wieder behutsame Versuche machen, bestimmte Dinge anzusprechen und zu erfahren. Wer aber die Zeit und Muße oder, wie in den meisten Fällen, die Gelegenheit *nicht* hat, in Kontakt zu kommen oder aber zu beobachten, dem bleibt nur die eigene Reflexion und der Austausch mit anderen Intervenierenden, die zu den ‚Fremden' im Zweifelsfall ebenso wenig Zugang haben. So bleibt für Martin absolut unverständlich, wie eine afghanische Dorfgemeinde angesichts fehlender Fenster, schiefer Wände und ewiger Bauzeit kein kritisches Wort über den eingesetzten Bauunternehmer verliert:

„Man schaut sich die Schule an und zeigt ihnen wirklich diese katastrophalen Mängel und das das Wichtigste für sie ist dann, dass die dass die Löcher in den Latrinen eben so gebohrt wurden oder so gesetzt wurden, dass eben äh die Schüler, wenn sie auf der Toilette sind, mit dem Hintern nach Mekka zeigen. (JB lacht) Ja, das das war dann das, wo sie sich am meisten drüber aufgeregt haben, und dann dann (JB lacht wieder) dann sagt du, dann habe ich meinen Dolmetscher angeguckt und gesagt, das ist jetzt nicht dein Ernst, oder, das kann doch nicht sein, ja, erstens woher soll ich das wissen? Ja, ich weiß vielleicht noch grob wo wo Mekka liegt, in welcher Richtung, aber dass die da jetzt (1) eben mit dem Gesicht hinschauen sollen, (1) das weiß ich nicht, und jetzt mal ernsthaft, das das ist wirklich nicht das größte Problem, ja? Dann sollen sie sich halt um 90 Grad drehen. Aber hier regnet's rein, ja, hier ist kein Licht, hier ist nichts. Ja? Aber so sind sie halt." (Interview Martin Goset)

Auch wenn er den Afghanen sonst zuspricht, viel zu wissen und strategisch zu handeln, bleibt ihm diese konkrete Situation vollkommen unverständlich: „Die Schule war miserabel gebaut, also das habe sogar ich gesehen, der überhaupt keine Ahnung davon hat." Wenn sogar er als Bau-Laie die Fehler sieht, müssen sie es doch auch sehen. Und dann nicht in die Kritik einzustimmen, sondern sich an einem Vorwand aufzuhalten, den man zum einen vorher hätte bedenken können und der zum anderen praktisch zu lösen ist – das kann Martin sich in seiner sehr direkten, *low con-*

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

text/straight-forward Art zu kommunizieren einfach nicht erklären. Und wo sich das Verhalten der ‚Anderen' nicht mit der eigenen Logik erklären lässt und infolgedessen unverstanden bleibt bzw. bleiben muss, werden nicht nur die ‚Anderen' ausdrücklich und nachdrücklich als solche etabliert.[55] Auch ihr Handeln wird als irrational, unkalkulierbar wahrgenommen und birgt damit großes Frustpotential. Frust insofern, als beispielsweise Martins Auftrag bei dermaßen unkooperativ und irrational erscheinenden Ansprechpartnern unmöglich zu erfüllen ist. Wenn nicht etwa alle an einem Strang ziehen, sondern die einheimischen Ansprechpartner zwar Martins Strang förmlich anerkennen, aber wenn überhaupt höflich anfeuernd am Seitenrand stehen, während er sich wünscht, zu übergeben und selbst zurückzustehen, liegt insgeheim vielleicht auch für ihn die Frage nahe, ob er überhaupt am rechten Platz ist.[56]

Bedrohlich kann die fremde bzw. als fremd wahrgenommene Kultur werden, wenn sie unberechenbar scheint. Für jemanden wie Martin, dem es am Ende unmöglich scheint, die sozialen Kommunikations- und Verhaltensregeln zu kennen, zu antizipieren und zu befolgen, wird – ob der ohnehin sehr angespannten Situation, in der Gewalt immer möglich ist und Feindseligkeit in der Luft liegt – jede Interaktion nahezu gefährlich: Denn schon eine Geste kann ihn „verraten", kann Unmut auslösen, dessen Folgen nicht einschätzbar sind. Es ist nahezu unmöglich, alles richtig zu machen, die Situation ist völlig unberechenbar. Was für eine Stresssituation! Die Zusammenarbeit mit einheimischen Dolmetschern scheint es etwas einfacher zu machen, auch wenn diese die große Verantwortung vielleicht gar nicht so gern übernehmen möchten, wie Martin berichtet:

„Vor allem der eine hat sich immer dagegen gewehrt und hat gesagt, nee, ich bin nur der Übersetzer, ich- aber ich hab- du ich ich brauche dich, ja? Und du musst mir, du musst mir zum Beispiel sagen, wenn ich irgendwas ähh total falsch falsch mach (JB: Hm-m). […] wenn ich irgendwas total Dummes mache, ja, irgendeine irgendeine Geste, die du nicht machen darfst, oder (1) äh dis- nee, nicht *disrespectful*, also (1) ohne ohne Respekt mich gerade verhalte (JB: Ja, genau), unwissentlich, dann sag mir das bitte gleich, ja?" (Interview Martin Goset)

Auf sich selbst gestellt wäre Martin komplett hilflos – selbst wenn er nichts sagen würde, schon sein Verhalten, seine Gestik und Mimik, noch das kleinste Detail könnte ihn „verraten". Umso wertvoller und zentraler werden damit die afghani-

55 Siehe auch Eriksson Baaz 2005: 77.

56 Oder aber es aus Selbstschutz sein lassen, sich nicht weiter um ein tieferes Verständnis bemühen und stattdessen einfach Job nach Vorschrift machen und sich ansonsten auf andere Dinge konzentrieren sollte: die vielen Freizeitmöglichkeiten im *Camp* zum Beispiel.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schen Dolmetscher, auf die sich die Bundeswehr generell verlässt. Martins Beispiel macht deutlich, dass deren Dienst in weit mehr als nur der sprachlichen Vermittlung besteht: Er habe seinen Dolmetscher „nicht nur als Übersetzer gesehen, sondern als kultureller Berater und einfach auch als *Door opener*, also eigentlich als der wichtigste Mann".[57]

Mir scheint, als belaste die teilweise schwierige Situation der Einheimischen Intervenierende umso mehr, je weniger sie sie als aktiv/Entscheider, als Partner und Kollegen wahrnehmen, je eher sie Hilfsempfänger/Kulisse sind. Weil dann das Leid der anderen und die Verantwortung, etwas dagegen zu tun, ganz auf ihnen lastet? Frei nach dem Motto: *It's all on me and that would be too much for anybody.* Da ist es zum Selbstschutz einfacher, sich emotional von der Tätigkeit und den Zielgruppen zu distanzieren, Unterschiede und schwierige Situationen zu kulturalisieren und seine Aufgaben eher listenartig abzuarbeiten. Martin ist zwiegespalten, was die Einschätzung seiner afghanischen *Counterparts* in den Dörfern betrifft. Einerseits erkennt er ohne Umschweife an, dass sie sich in der Interventionssituation und der Interaktion mit Intervenierenden weitaus besser auskennen als er und die Situation legitimerweise zu ihrem Vorteil nutzen („die machen das ja auch schon seit zehn Jahren"). Andererseits aber ist er enttäuscht und frustriert, dass seine Verhandlungspartner das Ganze so kaltblütig-geschäftstüchtig betreiben. Er erzählt:

„am Anfang, wenn man so die ersten Touren macht und damit eigentlich- darauf noch nicht vorbereitet ist (JB: Hm), denkt man, also habe ich zumindest immer gedacht, oh Gott, die armen Leute. Ja, die sind ja so arm dran und da musst du unbedingt was tun. (1) Und dann setzt man sich ein und versucht, was zu regeln, und vielleicht ein paar Decken zu bekommen oder oder was auch immer, und äh dann hat man ihnen das gegeben und anstatt dann dass ein bisschen Dankbarkeit zurückkommt- also sie sagen schon danke, äh, aber es wird dann gleich das nächste gefordert (JB: Hm-m, hm-m). Und das ist dann (1) wird dann irgendwann ein bisschen frustrierend und dann (1) stumpft man auch ab und sagt dann auch äh Leute Moment mal, ja, ihr habt jetzt gerade was bekommen (JB: Ja, ja), ich habe noch Dutzende andere, die

57 Wie spannend, aber auch nur logisch, dass „der wichtigste Mann" in diesem Fall (d. h. für den CIMIC-Soldaten) nicht etwa der Richtschütze ist, der ihn mit dem Maschinengewehr absichert, sondern der Afghane, ohne den das Gespräch mit den Dorfgemeinden gar nicht erst zustande käme. Das absolute Vertrauen, das diese Zusammenarbeit erfordert, fasziniert mich. Besonders, weil ich unterstelle, dass das Agieren der Soldaten ansonsten eher weniger von Vertrauen gegenüber Außenstehenden als von Regeln und Kontrolle geprägt ist. Und ich muss wieder daran denken, dass das britische Militär aus bleibenden Zweifeln an der Loyalität eigene Soldaten zu Übersetzern ausbildet anstatt, wie die Bundeswehr, zivile Übersetzer anzuwerben und einem Sicherheitstraining zu unterziehen (Feldnotizen Den Haag 2012).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

noch nichts bekommen haben und jetzt schauen wir erstmal, dass zum Beispiel jeder einen Brunnen hat, ja? Und wenn dann jeder einen Brunnen hat, dann können wir gucken, ob ob vielleicht noch eine Toilette oder irgendwas sinnvoll ist. (2)“ (Interview Martin Goset)

Es ist, als erwarte Martin anfangs angesichts seiner eigenen Anteilnahme und Emotionen auch Gefühle auf der anderen Seite, eine emotional glaubwürdige Dankbarkeit und eine Form der Bescheidenheit. Wenn die nicht zurückkommen, spiegelt er und steckt, fast verletzt, auch seine Gefühle wieder ein („dann (1) stumpft man auch ab“) und verhandelt ebenfalls.[58]

Lässt sich jemand jedoch – in welchem Maße auch immer – auf die „gastgebende“ Kultur ein bzw. begreift sein Umfeld als solche[59], hinterlässt das Spuren. Worte, Umgangsweisen, Speisen werden vertraut. Manches geht einem nahe, wächst ans Herz. Entsprechend kann dann von ‚der Fremde‘ so nicht mehr die Rede sein, kommt sie mit zunehmender Zeit näher und wird persönlicher, wird Teil der eigenen Person. Und ich muss an Michael denken, der in unserem Gespräch wenige Wochen vor seiner erneuten Ausreise nach Afghanistan vom Essen schwärmt; der davon spricht, eines Tages mit seiner jetzt kleinen Tochter eine Reise durch Afgha-

58 Ich möchte das keineswegs abwerten oder lächerlich machen, sondern halte das für eine sehr menschliche und daher verständliche und berechtigte Reaktion. Zugleich frage ich mich, wie die emotionale Dimension dieser Interaktion von den Menschen auf der anderen Seite gesehen/empfunden wird. Hat man in einer Situation, in der man von Gewalt oder Hunger bedroht ist, in der man fliehen musste und unter schwierigen Bedingungen für sich selbst und seine Familie sorgen muss, noch Aufmerksamkeit für das, was einem von Nicht-Betroffenen, „Helfenden“ entgegengebracht wird? Was, wenn man unter diesen Bedingungen aufgewachsen ist, sie nicht „akut“, sondern normal sind, wenn das Leid, das Martin und andere sehen, alltäglich geworden ist?

59 Die Konnotation der Freiwilligkeit, aus der heraus ein Gastgeber zu sich nach Hause einlädt, kann hier zu Recht auch als problematisch gesehen werden. Selbst wenn in vielen Interventionskontexten korrekt darauf hingewiesen wird, dass die Einladung durch das Interventionsland Voraussetzung für eine internationale Intervention ist, ist doch zu fragen, inwiefern die jeweilige Regierung – auch angesichts der großen finanziellen Mittel, die Intervenierende in so vielen Bereichen mitbringen – wirklich die Freiheit sah, keine solche Einladung auszusprechen. Hinzu kommt, dass die formale Einladung seitens der Regierung mitsamt ihrer Motivation noch nichts darüber aussagt, inwiefern Intervenierende willkommen sind. Trotzdem wäre es unangemessen, ausschließlich Naivität zu unterstellen, wenn von „Gastgebern“ und „Gästen“ gesprochen wird, sind diese Begriffe doch auch ein Ausdruck von Respekt, Vorsicht, Bescheidenheit: Wer zu Gast ist, der weiß, dass er die Regeln nicht macht, der nimmt sich zurück, beobachtet und passt sich an.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nistan machen zu wollen und ihr dieses wunderschöne Land zu zeigen. Ohne ihm die Ehrlichkeit dieses Wunsches auch nur im geringsten absprechen zu wollen, ist es seine Art und Weise, afghanischen Gesprächspartnern gegenüber Nähe zu zeigen – ein Vorhaben, mit der er glaubhaft macht/machen möchte, dass sein Aufenthalt dort über einen bloßen Job hinausgeht, dass ihm persönlich etwas an ihrem kollektiven Schicksal liegt, dass er ihr Land mit derjenigen teilen möchte, die ihm am nächsten ist.[60] Oder Lutz, der auch acht Jahre später immer noch ergriffen von einem Telefonanruf eines bosnischen Bekannten erzählt, den er zwei Jahre nach dem Aufenthalt erhielt, obwohl doch keiner die Sprache des anderen spricht:

„Und da klingelt das Telefon, hallo hier ist Edin. Ich sag, das gibt es nicht, ich hab Tränen in den Augen, ne? (JB: hm-m) Ähm, wie geht es dir? (JB lacht auf) Ne? Das war's, ne? Und dann, dann haben wir uns, ich weiß nicht, zwei drei Minuten angeschwiegen, ne? (JB: hm-m) Weil wir nichts sagen konnten. Das war der – ich denk das ist – du bist hier im falschen Film, ne? (JB: hm-m) Und das war echt total geil. Das war eine interessante Erfahrung, und äh- ja, dann haben wir wieder aufgelegt, tschüss ab (JB lacht auf) und das war's. (JB lacht weiter) Ist doch der Knaller, ne?" (Interview Lutz Säger)

Der Anruf ist nicht einfach nur ein schönes Erlebnis. Er ist auch die Bestätigung dafür, dass sich Lutz' sehr persönliche Herangehensweise an die Aufgabe und den Aufenthalt lohnt – eine Bestätigung, die die Hoffnung birgt, dass sein eigenes Agieren auch fürs große Ganze Bedeutung hat:

„Also – und von daher möchte ich mal sagen, ich denke, (1) dass ich da einen – also einen guten Eindruck hinterlassen habe. (JB: hm-m) Und ähm wenn ich einen guten Eindruck hinter-

60 Und so möglicherweise an den afghanischen Wert der Familie anschließt bzw. sich so der Anschlussfähigkeit seiner Gesprächspartner und damit seiner eigenen Glaubwürdigkeit versichert. Tatsächlich haben davon viele (Männer?) mit Afghanistanerfahrung berichtet: Familie funktioniere als wichtiges, wertschätzendes, vergleichsweise neutrales Gesprächsthema. Und das, obwohl es ein Thema sei, bei dem große kulturelle Unterschiede zu Tage treten könnten (die Unmöglichkeit, nicht verheiratet zu sein und Familie zu haben, die Minderwertigkeit von Töchtern) – vermutlich bei Frauen eher als bei Männern. Dieses Reden über Familie ist insofern auch lustig, als ich mich aus meiner Studienzeit und der Feldforschung für die HSFK erinnere, dass soldatische Referenten ihre Präsentationen auf Tagungen oder Seminaren der Bundeswehr häufig mit einer persönlichen Vorstellung inklusive Familie („verheiratet, drei Kinder", dazu ein Foto) begannen. Das gemeinsame konservative Element? Oder nur die Menschenkenntnis, dass Familie zu den wenigen Dingen gehört, an die jede/r irgendwie anschließen kann?

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lassen habe, dann denkt der eventuell, das was der Säger oder der Deutsche (JB: hm-m) da gemacht hat, das war vielleicht auch gar nicht so blöd.“ (Interview Lutz Säger)

Es geht Lutz nicht nur um die persönliche Beziehung, sondern auch um sein berufliches Wirken. Wer einen guten Eindruck hinterlässt, und dafür ist die Nähe zu den Menschen hilfreich, dessen Reden, dessen Handeln, dessen Werte und Prinzipien erschließen sich eher, dessen Wirken ist erfolgreicher, dessen Arbeit hat sich gelohnt.

Mittendrin

Wenige Intervenierende leben so richtig mittendrin. Stefan und Ulrike beschreiben ihre Wohnsituation in einer afghanischen Kleinstadt als bewusste Entscheidung und große Ausnahme. Für beide waren Vertrauen, der enge Kontakt zu den Afghanen und die klare Nicht-Abschottung unabdingbar für ein gutes, sinnhaftes Leben dort. Mittendrin hieß: vor dem Umzug an ihre eigentliche Wirkungsstätte zunächst ein gutes halbes Jahr in Kabul Intensivsprachkurse besuchen und sich mit kulturellen Regeln vertraut machen. Beides hielten sie für entscheidend, um mit Leuten interagieren zu können. Sie lebten in einem Haus in einer rein afghanischen Nachbarschaft und versuchten, sich in ihrem Verhalten soweit anzupassen, wie sie es mit ihren eigenen Werten vereinbaren konnten. Sie versuchten auch, Interaktionsmöglichkeiten zu schaffen, zum Beispiel indem sie an drei Tagen in der Woche einen gemeinsamen Kindergarten für die eigenen Kinder und die der Mitarbeiter_innen anboten. Wichtig war auch die Teilhabe an muslimischen Festen, selbst wenn alle genau wussten, dass die deutsche Familie christlichen Glaubens war. Ulrike und Stefan erinnern sich:

„[Wir haben] auch an ihren religiösen Festen sie besucht. Und ihnen gratuliert und haben sie da auch akzeptiert. Und das haben sie auch gesagt, als wir Schwierigkeiten gehabt haben, haben sie gesagt ‚Ihr seid einer von uns, ihr habt uns besucht an unseren religiösen Festen.‘
S: Das hat denen gefallen.
U: Ja. Das hat denen richtig gefallen. Da haben sie wörtlich gesagt ‚Ihr seid einer von uns.‘ Also einfach ihr gehört dazu, zur Nachbarschaft so. Das fand ich schön eigentlich.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Hier höre ich heraus, dass Stefan und Ulrike sich bei allen Bemühungen nicht immer sicher sein konnten, wie sie wahrgenommen werden und inwiefern sie tatsächlich geschätzt wurden. Das klang auch in anderen Momenten unseres Gesprächs an. Manchmal aber, wie in der hier geschilderten Situation, erfuhren sie explizite Wertschätzung und Integration. Dennoch blieb ihnen das Gastland auch fremd, selbst ihnen, die ihm nahekommen, die kulturelle Grenzen überwinden. Teilweise ist es frustrierend, weil man sich mit einer Andersartigkeit konfrontiert sehen kann, die

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nicht zu überwinden ist, und die mit Leid einhergeht. Mir sind Ulrikes Worte im Ohr, mit denen sie herzlich und schmerzlich zugleich von einer Frau in ihrer städtischen afghanischen Nachbarschaft erzählte. Die Nachbarin kam, grün und blau geprügelt, immer mal wieder vorbei, um für ein paar Stunden Schutz vor ihrem Mann zu suchen. Viel habe sie nicht machen können, so Ulrike – einen Ruheort anbieten, mit ihr sprechen und Fürsorge zeigen. Zu wissen, dass überhaupt nicht infrage steht, dass die Nachbarin anschließend jedes Mal zu ihrem Mann nach Hause zurückkehrt, eine Konfrontation des Ehemannes oder auch eine Trennung nicht denkbar sind und damit auch ihre Schmerzen, ihr Leiden so bald nicht enden werden, das belastet. Und zunehmend befremdet es auch, wie Ulrike feststellt: „Selbst wenn das Verständnis für die dortige Kultur wächst und man immer mehr erfährt, merkt man mit zunehmender Zeit, dass man anders ist und anders sein möchte."

Es ist die Nähe zu den afghanischen Nachbarn und der Respekt und die Freundlichkeit, mit denen Stefan und Ulrike diesen begegnen, die persönliche Beziehungen überhaupt möglich machen. Nur über die Nähe, die Sichtbarkeit als Menschen, Eheleute, Familie, Arbeitgeber, durch das alltägliche Vorleben und die Wiederholung, aber auch durch die Identifikation und das Gleichsetzen ihrer selbst mit den afghanischen Bewohnern konnten Stefan und Ulrike in ihrem Sinne nachhaltig wirken. Möglicherweise machten es ihnen der tiefe Kontakt und die hier und da entdeckten Ähnlichkeiten schwerer, manchen wesentlichen Unterschied zu akzeptieren. Trotzdem sind Stefan und Ulrike weiterhin davon überzeugt, dass Nähe zur Bevölkerung vor Ort Grundvoraussetzung für ein wirksames Miteinander, für gute Arbeit ist. Weil sie sich aus Überzeugung nicht für mehr Distanz zu den Afghanen entscheiden wollten und konnten, stand deshalb mit der „Verschlechterung der Sicherheitslage" und zunehmenden Übergriffen auf Ausländer und Anschlägen im öffentlichen Raum irgendwann nur noch die Option im Raum, ganz heimzukehren. 2013 kehrten sie nach Deutschland zurück.

6.2.4 Folgen von Nähe und Distanz: Sicherheit, Sinn, Identität

Nähe zu den *Peers* kann ein Gefühl von Sicherheit geben. Sie beruhigt. Man ist nicht allein mit dem, was man erlebt. Man kann sich austauschen. Im Gegensatz zu den daheimgebliebenen wichtigsten Bezugspersonen, haben sie selbst sinnlich erfahren – gehört, gesehen, gerochen, gespürt – worauf sich Intervenierende in ihrem Handeln, ihrer Kommunikation beziehen. Zudem ist es ein Stück weit eben auch eine Nähe mangels Alternative. Zu irgendwem muss der Mensch, das soziale Wesen, Nähe aufbauen. Wenn die Lieben zu Hause geographisch und lebensweltlich weit weg sind und der Kontakt zu lokalen Bewohnern sehr beschränkt ist, bleiben nur noch die Arbeitskolleg_innen als Bezugsgruppe.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Nähe kann darüber hinaus ein Gefühl von Sinn vermitteln und Handlungsorientierung bieten, egal ob es die Nähe zu den *Peers* oder die Nähe zur Bevölkerung vor Ort ist. Das folgert Maja Apelt auch in ihrer Analyse zu den Paradoxien des Soldatenberufs. So sei Kameradschaft nicht nur auf die Bewältigung von Extremsituationen ausgerichtet, sondern trete auch „an die Stelle der unklaren Organisationsziele: Da der Soldat nicht mehr genau weiß, wie er im Einsatz handeln kann, bleibt ihm als Handlungsorientierung die Fürsorge für seine ihm unterstellten Kameraden" (Apelt 2009: 157).[61] In etwa: Ich mache einen guten Job, weil ich für meine Leute sorge – nicht etwa: Ich mache einen guten Job, weil mein Einsatz erfolgreich ist. Aber auch die Nähe zu den Anwohnern vor Ort kann Sinn stiften. Wer Vertrauen aufbauen und Beziehungen knüpfen kann, hat eher das Gefühl, tatsächlich anzukommen und nicht nur funktional einer bestimmten, eher technischen Aufgabe nachzugehen. Anna Goschen erzählt, dass ihre deutschen Mitarbeiter_innen und sie eigentlich versuchen, soviel Zeit wie möglich mit den afghanischen Kolleg_innen zu verbringen: „Das macht die Arbeit mit den Afghanen, ist viel intensiver und schöner, wenn man mit denen was tagsüber erlebt und auch mal was lachen kann mit ihnen, ne?" Gemeinsame Erlebnisse verbinden und sind, angesichts so mancher Unterschiede, wertvoll. Und nur wer den Einheimischen nah ist, Zeit mit ihnen verbringt, kann auch Vorbild sein, in dem Sinne wie Stefan und Ulrike es möchten.

Nähe und Distanz stiften Identität. Denn Identität ist eine Frage dessen, wem ich mich verbunden, wo ich mich zugehörig fühle. So auch hier. Wir ordnen uns zu. Wir identifizieren uns mit anderen, grenzen uns von ihnen ab – zu der gehöre ich, zu dem nicht. Beide Aspekte, Nähe und Distanz, sind für Identitätsentwicklung gleichermaßen wichtig, weil die Betrachtung bzw. Konstruktion von sowohl Ähnlichkeit als auch Differenz wichtig ist. Hetherington meint, Identität ist „about how subjects see themselves in representation, and about how they construct differences within that representation and between it and the representation of others. Identitiy is about both correspondence and dissimilarity." (Hetherington 1998: 15) Insofern existiert Identität nur im Zwischenraum, in Bezug zu etwas anderem, in den nichtfixen Lücken, die es immer wieder auszutarieren gilt (ebd.). Dabei identifizieren wir uns auf vielfache, überlappende, bruchstückhafte Weise.[62] Und aus diesen vielen Identifikationen, diesen Zuordnungen zu anderen entsteht unsere Identität. Die Ausführungen zur Bundeswehr, aber auch zum Gruppenzusammenhalt in der technischen Nothilfe haben gezeigt, dass eine große räumliche und soziale Nähe identitätsstiftend wirken kann. Füllt sich der Zwischenraum allerdings mit emotionaler Distanz zum ‚Anderen', ist es die Abgrenzung, die erlaubt, sich selbst bestätigt zu

61 Siehe auch Warburg 2010.

62 Siehe auch Hetherington 1998: 24.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fühlen: „Der Afghane“, wie Werner Petzold sagt, ist unmodern, traditionell, partikularistisch. Im Umkehrschluss ist er selbst modern, fortschrittlich, universalistisch.

6.2.5 Zusammenfassung

In der Frage, was Intervenierende ausmacht und wie sich ihre Selbst- und Fremdverständnisse ähneln bzw. unterscheiden, ist die Kategorie der sozialen Nähe bzw. Distanz aufschlussreich. In meiner (gewählten, eingenommenen) Relation/Position zum ‚Anderen‘, definiere, erkenne, konturiere ich mich selbst, und diese Position im Verhältnis zum ‚Anderen‘ prägt auch mein Erleben. Deshalb ist der Blick auf diese Verortungen und die ‚Benennung des Abstands‘ der Leute zueinander so wichtig für die Frage, wie Intervenierende sich selbst verstehen. Es ist der soziale Zwischenraum, es sind Nähe und Distanz, die Raum geben zu fragen, wer wir sind, wer ich bin. Man spiegelt sich in den anderen, ist in der (imaginierten wie tatsächlichen) Interaktion aufgefordert, Anschlussmöglichkeiten und Grenzen zu entdecken. Man findet Gemeinsamkeiten, grenzt sich ab. Das habe ich in diesem Kapitel an den beiden wichtigsten Bezugsgruppen für Intervenierende aufgezeigt, den direkten Kolleginnen und Kollegen, den *Peers*, dem eigenen Team und den lokalen Anwohnern, den Intervenierten.

Dabei ist die empfundene Nähe keineswegs nur eine Frage der gemeinsamen Herkunft oder derselben Aufgabe, wenngleich diese zur Identifikation miteinander und der Versicherung der eigenen Identität beitragen. Räumliche Nähe ermöglicht bzw. erzwingt Kontakt, Abschottung bzw. räumliche Distanz begünstigt Abgrenzung. Wer zusätzlich mit einer starken Gruppenidentität innerhalb der eigenen Organisation ‚aufwächst‘, dem liegt die Identifikation mit den ‚eigenen Leuten‘ und die Distanz zu den ‚Anderen‘ nahe. Zugleich habe ich argumentiert, dass Nähe und Distanz nicht einfach gegeben sind, sondern immer auch eine Entscheidung bedeuten sowie einerseits dem (beruflichen) Selbstverständnis entspringen und dieses andererseits auch prägen. Wo sich der oder die Einzelne auf dem Kontinuum zwischen den gedachten Polen ‚absolute Anpassung/Versuch der Assimilation‘ und ‚maximaler Abstand zum Anderen‘ verortet, entscheidet mit darüber, wer er/sie als Intervenierende/r ist. Zugleich geben beide, Nähe und Distanz, ein Gefühl von Sicherheit, von Sinn, von Legitimität – Antworten auf die Frage, wie komme ich wohlbehalten wieder nach Hause, warum bin ich da, welchen Sinn hat meine Tätigkeit, meine Anwesenheit.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.3 „DU BIST NATÜRLICH AUCH EINE WIRTSCHAFTSKRAFT.“ UNGLEICHHEIT UND MACHT UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DAS SELBSTBILD VON INTERVENIERENDEN

Eine dritte wichtige Kategorie, anhand derer sich Intervenierende beschreiben (lassen), ist Gleichheit bzw. Ungleichheit. Den Bezugspunkt für diese Einteilung und Beschreibung stellen die Intervenierten, die lokalen Anwohner dar. Intervenierende, und das größtenteils unabhängig vom Beruf, empfinden eine Ungleichheit zwischen sich und den Intervenierten. Sie beschreiben ein Machtgefälle, das sie beschäftigt, ihnen zu denken gibt, ihnen oft unangenehm ist. Ich will im Folgenden zunächst darauf eingehen, wann und worin Intervenierende Ungleichheit empfinden (6.3.1), welche Folgen sie dieser Ungleichheit zuschreiben (6.3.2) und wie sich diese Ungleichheit anfühlt (6.3.3). Anschließend beantworte ich die Frage, was Intervenierende schlussfolgern und wie sie mit der empfundenen Ungleichheit umgehen (6.3.4), bevor ich das Kapitel noch einmal zusammenfasse und diskutiere, inwiefern Ungleichheit und Macht von meinen Gesprächspartner_innen unterschiedlich problematisiert werden (6.3.5).

6.3.1 Wann und worin zeigt sich Ungleichheit?

Ungleichheit zwischen sich und Intervenierten empfinden Intervenierende auf verschiedenen Ebenen. Erstens besteht ein ökonomisches Ungleichgewicht, das sich am Zugang von Intervenierenden zu Autos, Restaurants … festmachen lässt. Zweitens gibt es ein Machtgefälle – Intervenierende können Dinge verlangen und durchsetzen. Drittens haben Intervenierende mehr Freiheiten als Intervenierte, nicht zuletzt die Freiheit zu gehen.

... man wird vom Arbeitgeber gut ausgestattet

Sichtbare Ungleichheit zwischen Intervenierenden und der großen Mehrheit der Intervenierten besteht in der Verfügbarkeit von Ressourcen, oft vom Arbeitgeber zur Verfügung gestellt. Ressourcen, die teilweise für die Arbeit nötig sind, teilweise einfach das Leben angenehmer machen. So sind die meisten der zivilen Intervenierenden mit markanten, großen Geländewagen unterwegs. Diese sind eindeutig und ausschließlich mit Intervenierenden assoziiert, wie Andreas Fechtner meint. Mit einem der „traumhaft weißen Jeeps“ seien sein Team und er zu einem der Aufnahmecamps für Flüchtlinge gefahren,

„wo so 500 Menschen, (lacht auf) aus Neugier einfach kamen, weil sie dachten, weißes Auto, das, das sind was auch immer, was wir in deren Augen sind, das sind die Reichen, das sind

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die, die uns was geben, das sind die, die uns helfen, (1) ähm, da hängen schon große Erwartungen an den (1) Organisationen, an den UN-Leuten, an den aus den anderen Ländern Stammenden, ja? Ja. (4)“ (Interview Andreas Fechtner)

Fechtner selbst kann sich schon auch für so ein Auto begeistern, auch auf ihn macht es Eindruck („traumhaft“). Den Bewohnern des Flüchtlingscamps schreibt er zu, das weiße Auto mit reichen Menschen, Ausländern, Hilfe zu assoziieren und große Erwartungen und Hoffnungen damit zu verbinden. Ähnlich erlebte es auch Peter Redfield, der zusammen mit seinen Kollegen bei Zwischenstopps immer wieder angesprochen wurde: „our large, marked vehicle attracted attention, and people materialized with requests or propositions wherever we went“ (Redfield 2013: 126). Das große weiße Auto ist nicht nur auffällig, es steht auch für Reichtum. Wer da mitfährt, hat etwas abzugeben, wird jedenfalls dazu aufgefordert, darum gebeten. Redfield fährt fort, es sei doppelt befreiend gewesen, nach der Fahrt übers Land weiter zu fahren, wo weniger Leute unterwegs waren (ebd.).

Selbst wenn es für die Tätigkeit möglicherweise sinnvoll und angebracht ist, dass Intervenierende Autos und auch solche großen, imposanten Autos zur Verfügung haben, sollte man die Außenwirkung nicht unterschätzen, so Jeffrey Jackson in seiner Beschreibung des Stadtbildes von Tegucigalpa, Honduras: „The vehicles parked outside the different [foreign aid] agencies are most often brand-new models. This is no small thing in a developing country such as Honduras, where owning a car is a privilege enjoyed by a very small percentage of the population.“ (Jackson 2005: 38) Nur ein sehr kleiner Anteil der lokalen Bewohner Tegucigalpas kann sich überhaupt ein Auto leisten, geschweige denn einen brandneuen Geländewagen, wie Jackson ihn immer wieder bei Hilfsorganisationen sah. Schnell werden die Autos zu Symbolen für den Reichtum der Intervenierenden.

Auch Smirl argumentiert, dass das SUV für humanitäre Helfer aufgrund seiner Größe und seiner Sichtbarkeit auf der Straße vor allem körperliche Sicherheit symbolisiere, für finanziell schlecht gestellte örtliche Bewohner aber zur Repräsentation „benzingetriebener Ungleichheit“ (Smirl 2015: 101) wird. Denn erstens sei es teuer und zweitens erlaube es den darin Reisenden, sich deutlich schneller fortzubewegen als die Mehrheit der Menschen um sie herum, was nicht nur symbolisch Ungleichheit schaffe, sondern tatsächlich auch gefährlich werden könne für die, die sich zu Fuß, auf Fahrrädern, Motorrädern oder Pferden bewegen (ebd.: 104). Ähnlich merkt Beatrice Pouligny an, dass nicht notwendigerweise die SUVs selbst negativ auffallen, sondern die Fahrstile der Intervenierenden, die von Anwohnern mit Unfällen und fehlendem Respekt verbunden werden (Pouligny 2006: 168).[63] Smirl vermutet,

63 „In my inquiries among the people, problems of driving on the roads and accidents caused by international staff generally came at the top of the list. […] During my field in-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dass die SUVs nicht nur die Wahrnehmung der lokalen Anwohner beeinflussen, sondern zwangsläufig auch Folgen dafür haben, wie Intervenierende ihre Umgebung erleben:

„In the most basic terms, it changes the experience that the aid worker has of the physical environment and climate. Instead of being exposed to heat, rain, dust, the aid worker can ride along in a climate-controlled environment. Likewise, it changes the noisescapes of a place, enclosing the rider in a sonic envelope. It may allow passengers to move at a higher velocity than the majority of other people around them, introducing a level of inequality of movement." (Smirl 2015: 104)

Autos schützen vor dem Wetter, vor Regen und großer Hitze. Anstatt den äußeren Bedingungen ausgesetzt zu sein, können sich Intervenierende in einem (klima-) kontrollierten, geschützten Raum fortbewegen und das schneller als viele andere. Aber nicht nur an den Autos macht sich die ungleiche Ausstattung fest. Typisch für Intervenierende ist auch, einen Generator zur Verfügung zu haben. In Ländern mit keiner oder wenig zuverlässiger öffentlicher Stromversorgung ist es mit Generatoren möglich, unabhängig zu arbeiten (Betrieb von PCs, Lampen, Kühlschränken zur Medikamentenaufbewahrung) oder sich den Alltag zu erleichtern (Betrieb von Waschmaschinen und Kühlschränken für Getränke oder Lebensmittel, DVD gucken). Zugleich sind sich meine Gesprächspartner einig, dass Generatoren in vielen Ländern ein Privileg der Ausländer sind. Anna Goschen erzählt: „Ein Afghane hat gar kein Geld für einen Generator. Wenn wir den Generator laufen lassen, hörst du in Kunduz noch, da weißt du ganz genau die Deutschen sind wieder da. Auch blöd, gell?" Weder will man auffallen, noch will man die Nachbarn stören (der Betrieb eines Generators ist vergleichsweise laut) und beides will man nicht als Einzige_r tun. Auch Stefan und Ulrike standen vor der Entscheidung einen Generator anzu-

vestigations [in Haiti], the sight of UNMIH vehicles driving at breakneck speeds induced similar reactions. Such recklessness, even in heavily populated areas, driving with all their lights on and right in the middle of the road – forcing any other vehicles to pull up quickly to the side – invariably aroused the same reactions of mixed fear and anger. Very similar images emerged from interviews in Cambodia where, relatively, road accidents in which UNTAC vehicles or staff were implicated were much more numerous. In interviews in urban districts and in the provinces, ‚problems caused by a vehicle accident' were the only ones spontaneously mentioned. From one country to the another, the same accusations were made against ‚those who place themselves above the law'; besides the road accidents, it was a ‚lack of respect' that was emphasized most often; besides speeding, there was the recurring image of cars splashing mud as they went by or forcing their way through the road." (Pouligny 2006: 168)

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schaffen, in dem Wissen, dass sie damit in ihrer Nachbarschaft die einzigen gewesen wären. In meinen Interviews nicht erwähnt, aber daran anknüpfend ist die Beobachtung von Micaehl Ignatieff: „The white Land Cruisers, the satellite dishes beaming email messages skyward, the banks of computers inside all the UN compounds offer a drastic contrast with Afghan government offices, where groups of men sit around drinking tea, without a computer in sight." (Ignatieff 2003: 98) Auch an der unterschiedlichen Ausstattung wird die Ungleichheit, wird die grundsätzlich kolonialistische Beziehung zwischen Intervenierenden und Intervenierten sichtbar. Zur Versorgung durch den Arbeitgeber kann es auch gehören, dass Einheimische angestellt werden, die sich um die täglichen Bedürfnisse der Mitarbeitenden kümmern. In seinen Nothilfe-Einsätzen sei das oft üblich, so Thomas Eben, „dass man nicht selber einkaufen geht, nicht selber kocht, wäscht, und so weiter". Er findet es nicht selbstverständlich, sich bedienen zu lassen, gerade weil Gleichheit immer wieder thematisiert wird, aber letztlich sei es „ein gutes Prinzip" und trage dazu bei, dass er als Arzt viel arbeiten könne, weil er sich um vieles Alltägliche nicht kümmern muss.

… man kann sich mehr leisten

In den dichotomen Unterscheidungen Intervenierte/Intervenierende, *Locals*/Internationale wird schnell übersehen bzw. unsichtbar gemacht, dass es Menschen gibt, die in diese Kategorien mit all ihren Assoziationen nicht hineinpassen. Auch wenn sie häufig so gedacht werden, sind lokale Anwohner nicht zwangsläufig arme passive Hilfsempfänger, Spielball der Konfliktakteure. In einigen meiner Gespräche wurden „nationale Kollegen" oder „lokale Angestellte" erwähnt. Diese verdienen, und das wird von einigen meiner Gesprächspartner (Maria Ludwig, Thomas Eben, Lutz Säger) explizit gesagt, von anderen eher impliziert, deutlich weniger als ihre internationalen Kolleg_innen. Mit den Worten von Maria Ludwig: „Man hat ja da das Problem, dass die so viel Geld nicht haben. Die verdienen ja deutlich weniger als wir." Auch in der EZ- und Nothilfe-Literatur ist die unterschiedliche Bezahlung ein Thema.

Lange Zeit unterschieden alle Hilfsorganisationen wie selbstverständlich zwischen *Expats* und nationalen Angestellten, so Didier Fassin (2012: 238-240) – erstere aus dem Globalen Norden kommend und Mitglieder der Organisation, letztere aus der jeweiligen Gemeinde vor Ort und als ‚bezahlte Angestellte' betrachtet. Die Implikationen dieser Unterscheidung waren und sind vielfältig: Im Vergleich zu ‚lokalen Angestellten' bekommen *Expats* in aller Regel bessere Bezahlung, längere Verträge, bessere Absicherung durch Sozial- und Krankenversicherung, im Gegensatz zu ihnen leitende Positionen in der Mission, Mitspracherecht in der Organisation: bei Versammlungen und durch Besuche im Hauptquartier, Evakuierung im

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Notfall.[64] Differenzen, die *Expats* im Gespräch mit Jeffrey Jackson auf vielerlei Weise rechtfertigten: Zu Hause würden sie noch mehr verdienen, und es sei angemessen, dass die Härten des alltäglichen Lebens in einem Entwicklungsland kompensiert würden (Jackson 2005: 87-88). Mit den einheimischen Kolleginnen und Kollegen jedoch sparten Intervenierende das Thema aus – zu heikel (ebd.: 87, 114).[65]

Nicht nur aufgrund der besseren Bezahlung während des Aufenthalts, sondern wohl auch aufgrund der insgesamt bessergestellten Situation (deutsche Intervenierende müssen selten auf Annehmlichkeiten verzichten, weil sie all ihren Verdienst nach Hause schicken) können sich Intervenierende oft mehr leisten. Entsprechend sind beispielsweise Hotels und Restaurants in der Praxis oft klar getrennt.[66] 100 Dollar können nur wenige lokale Einwohner für eine Nacht im Hotel zahlen, der Durchschnitt „hat da keinen Zugang zu", so Peter Leibhart. Bei verhältnismäßig teuren Restaurants, die mit europäisch oder nordamerikanisch inspirierter Speisekarte (Pizza, Pasta …) auf zahlungskräftige und häufig aus dem Globalen Norden stammende Intervenierende abzielen, ist es ähnlich: „Die Preise sind so hoch, dass kein Kongolese, der, der nicht im Ressourcenhandel tätig ist, der nicht eine Milchkuh hat, die er melken kann, überhaupt keinen Zugang hat. Das ist gar kein Thema.", so Leibhart.

Auch Maria Ludwig erzählt, dass sie während ihrer Zeit im Kosovo häufig essen gegangen sei. Kosovaren sei sie dabei selten begegnet: „Die Restaurants sind tatsächlich meistens sehr geteilt, was einfach an den Preisen liegt. So der normale Kosovare wird sich nicht jeden Tag ein Essen für sieben Euro leisten. Und für uns

64 Für Honduras beziffert Jeffrey Jackson das Einkommen einer holländischen EZlerin auf ca. 4.000 US-Dollar/Monat (zuzüglich geldwerter Vorteile wie kostenloser Unterkunft, Zuschüssen zu Privatschulen für die Kinder und die kostenlose Benutzung von Fahrzeugen), während einheimische Angestellte meist weniger als die Hälfte (und keine zusätzlichen *Benefits*) bekamen (Jackson 2005: 87-88).

65 Peter Redfield fügt hinzu, dass das Angleichen der Bezahlung von *Expatriates* und ‚lokalen' Mitarbeitern wiederum schwierige Konsequenzen haben kann, weil internationale Organisationen so die besten Arbeitnehmer gewinnen können und lokalen Strukturen damit Knowhow klauen, die diese ja gerade aufbauen wollen/sollen (Redfield 2012). Darüber hinaus steht die ungleiche Bezahlung in Zusammenhang mit größerer, systemischer Ungleichheit, wie Jackson argumentiert: „There is in effect a global inequality being perpetuated within these transnational development agencies. As long as Honduran professionals are not paid on equal terms with their expatriate coworkers, there is little hope they will have an opportunity to participate as equal partners in the processes of globalization." (Jackson 2005: 93-94)

66 Siehe dazu auch Kapitel 5.3 und 6.1.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ist das da normalerweise sehr billig." Die nationalen Kollegen wären eher zum Imbiss gegangen, die Internationalen zum Italiener oder Thailänder. Ludwig fährt fort: „Und dann gibt es die Kategorie, die richtig guten nationalen Restaurants, in denen dann die Internationalen und die Mafia sitzen, und normale Kosovaren, die ggf. was zu feiern haben oder nur eine Cola trinken." Was für sie eine alltägliche und relativ günstige Gelegenheit zum Essen war, war für „normale Kosovaren" etwas Besonderes.[67] Manchmal gehen derlei große ökonomische Unterschiede zwischen Intervenierenden und lokalen Anwohnern mit einer deutlichen Bevorzugung einher. Lutz ist ein Erlebnis besonders in Erinnerung geblieben. Er erzählt:

„Ich hab das einmal ganz extrem erlebt, wir sind in eine in so eine Pizzeria, wo wir *oft* reingegangen sind, (JB: ja, ja) das ist auch eine Pizzeria- eher so als- also so Kneipe, Lokal, Pizzeria, ne? (JB: hm-m) So und äh- und äh wir waren zu dritt oder zu viert, ich weiß gar nicht mehr und- Bude rappelvoll, ne? (JB: hm-m) Und der Kellner sieht uns und ähm- da mussten Leute aufstehen (JB: hm-m) und wir durften uns hinsetzen, und ich habe gesagt, nein, ich will mich hier jetzt nicht hinsetzen, also ich jage hier keine Leute raus, ne? Weil das ist ja genau *das*, was ich nicht will. (JB: hm-m) Wenn voll ist, ist voll, dann gehe ich wieder, ne? Ähm, wir hatten da *keine Chance* (1) z- ähm- wir haben –
JB: Das abzulehnen.
LS: Ja. Weil er sagte, die sitzen hier einen Abend, an einem Getränk, trinken ein Glas Wasser, (JB: hm-m) du möchtest hier was essen, deswegen müssen die einfach aufstehen. (JB: hm-m) Das tut mir leid. Das wird dir wahrscheinlich im deutschen Restaurant auch passieren. (JB: hm-m) Allerdings, möchte ich da nicht als Internationaler (JB: hm-m) (1) oben drüber stehen, über den den armen Leuten, (JB: ja, ja, ja) sag ich mal so, jetzt ganz doof, und ähm denen die Plätze wegnehmen, dann haben die noch mehr Hass auf uns. (JB: hm-m) Oder noch mehr- oder – dann haben die auf alle Fälle Hass auf uns. (JB: hm-m) Ne, also, von daher –
JB: Das heißt, es wird mehr – also selbst wenn es hier auch passiert, dann hat es da noch potenziell mehr (1) mehr Auswirkungen sozusagen.
LS: Ja. Finde *ich*. Also also ich hab jedenfalls in die Richtung so gedacht. Ob das jetzt jeder macht, das weiß ich nicht, also deswegen (1) ähm haben wir- das- ich bin davon überzeugt, dass es nicht jeder (JB: nee, ja) so denkt." (Interview Lutz Säger)

67 Was in meinen Gesprächen nicht zur Sprache kam und mir dennoch erheblich scheint, ist der Hinweis von Thomas Gebauer bezüglich der ersten Jahre der internationalen Intervention in Afghanistan, demzufolge viele Afghanen selbst Mitarbeitenden von Hilfsorganisation mit wachsendem Argwohn begegneten, „weil die enorme Kaufkraft der Helfer die Preise explodieren ließ, weil sich die Mieten für Häuser verzehnfachten, weil lokale NGOs ihre besten Mitarbeiter an internationale Hilfswerke verloren" (Gebauer 2007: 208).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lutz macht hier und an weiteren Beispielen in unserem Gespräch klar: Er wird nicht nur (aufgrund der Uniform, anhand des EU-Autos) als Polizist wahrgenommen, sondern auch vielfach – vom Kellner, vom Vermieter, vom Autohändler – als jemand mit großer Kaufkraft:

„Wenn man überlegt, dass […] ein [bosnischer] Polizist (2) keine 400 Euro verdient (1) und die restliche Bevölkerung auch nicht, (JB: hm-m) (2) eine hohe Arbeitslosigkeit herrscht (2) und ähm (1) eine Wohnung an einen internationalen Polizisten für in etwa 500 Euro vermietet wird, (JB: hm-m) da kannst du dir mal vorstellen, wie wichtig so eine Person ist. (JB: hm-m, hm-m, hm-m) Ne, das heißt also, man wird schon (1) mit Samthandschuhen angefasst. […] deswegen natürlich, sind die Leute natürlich auch ähm freundlicher, ne? Du bist natürlich auch eine Wirtschaftskraft." (Interview Lutz Säger)[68]

Das ist nicht per se problematisch. Aber das deutliche, beharrliche Gefälle macht es schwieriger, sich unauffällig ins Gastland einzufügen und zu integrieren. In der vollbesetzten Pizzeria fordert der Kellner andere Gäste zum Gehen auf, weil er weiß, dass Lutz und seine Kollegen mehr konsumieren werden: „Und ich habe gesagt, nein, ich will mich hier jetzt nicht hinsetzen, also ich jage hier keine Leute raus, ne? Weil das ist ja genau *das*, was ich nicht will. Wenn voll ist, ist voll, dann gehe ich wieder, ne? Ähm, wir hatten da *keine Chance*." Selbst wenn er in dieselbe Pizzeria geht, kann er nicht in der Menge der Einheimischen untergehen. Sich gegen die Sonderbehandlung zu wehren, ist ebenfalls nicht so einfach. Schließlich hat der Kellner ein legitimes Interesse daran, Umsatz zu machen. Aber es geht nicht nur um das eigene Gefühl, sondern auch um die Außenwirkung: Er wolle als Internationaler nicht über den armen Leuten stehen, denn „dann haben die auf alle Fälle Hass auf uns" und das müsse man, soweit man könne und so gut es geht, vermeiden. Wenn ihm etwas Ähnliches in Deutschland passieren würde, hätte es in seinen Augen weniger potenzielle Auswirkungen. Ein Stück weit ironisch ist wiederum, dass Lutz das Ungleichheits-/ Machtproblem wiederum über Macht löst: „Das ist auch nur einmal passiert, […] weil das habe ich dem Kellner auch gesagt, dass das- (JB: hm-m) so nicht passieren soll, ne?"

Interessant ist, dass das große ökonomische Gefälle zwischen Internationalen und Lokalen weithin bekannt ist und es aber für das Gefühl von Intervenierenden trotzdem nochmal einen Unterschied macht, öffentlich bzw. explizit darauf gestoßen zu werden. Lieber soll die Ungleichheit nicht ganz so deutlich werden – so wie Andreas Fechtner fand, man sollte nicht noch viel zu schnell und rücksichtlos fah-

68 Ulf Rohm spricht von der NATO-Schutztruppe Kosovo Force (KFOR) als „Wirtschaftsfaktor": „Das darf man nicht vergessen. […] Was wir da kaufen. […] Der Großteil der Instandsetzung der Fahrzeuge läuft über kosovarische Werkstätten."

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ren oder im Flüchtlingscamp den großzügigen Besucher geben, der Geschenke verteilt. Auch eine – unter anderen Umständen unschuldige – Handlung wie das Hervorzeigen eines neuen iPods kann in dieser Situation anders wirken, wie der von Werner Distler zitierte deutsche Polizist findet:

„Ich bezahl zum Beispiel 150 Euro mehr für meine Wohnung, als mein lokaler Kollege im Monat verdient. Der muss ja seine Familie davon ernähren. Wenn ich dann auf der Dienststelle meinen internationalen Kollegen, wo die lokalen Kollegen dabeisitzen, den neuen iPod zeige, den ich mir da gerade für 140 Euro gekauft habe, was soll der von mir denken. Das Ding kostet mehr als er für ein halbes Jahr für Benzin für sein Auto zur Verfügung hat." (Distler 2014: 186)

Distlers Interviewpartner empfindet das Herzeigen als unachtsam zur Schau gestelltes, finanzielles Über-Gewicht und insofern als völlig unangemessen. Dabei können wir annehmen, dass der lokale Kollege sehr wohl weiß, was der hier zitierte Polizist für eine Miete zahlt. Die von Distler interviewten Deutschen jedenfalls sind sich „der extremen Asymmetrie der Einkommensstruktur sehr bewusst" (ebd.: 187), das geringe Gehalt sei gerade im Vergleich zu den hohen Lebenshaltungskosten der „Wahnsinn" (ebd.). Dennoch wird es in dem oben zitierten Zusammenhang als wenn auch nicht böswillig, dann unachtsam gedeutet, die eigene Finanzpotenz dermaßen zur Schau zu stellen.

Neben den direkten ökonomischen Auswirkungen ist nicht nur die Symbolkraft, sondern auch die tatsächliche Macht der wirtschaftlichen und finanziellen Stärke von Intervenierenden meines Erachtens kaum zu überschätzen.[69] Werner Distler spricht davon, dass die Wahrnehmung von Ungleichheit aufgrund der strukturellen Überlegenheit internationaler Polizist_innen in materiellen und ökonomischen Belangen in die relationalen Strukturen der Intervention unausweichlich eingeschrieben sei (ebd.: 190).

… man ist frei zu gehen

Eine besonders markante Ungleichheit wird in Gefahrensituationen sichtbar. Es sind Intervenierende, die ausreisen können, die evakuiert werden, die sich in Si-

69 Tatsächlich ist es kaum ernstzunehmen, wenn Peter Redfield argumentiert, dass MSF vielleicht SUVs und Satellitentelefone habe, man von Macht aber kaum spreche könne – weil sie als NGO aus privaten Bürgern ja noch lang keine gouvernmentale Souveränität oder ein rechtlich sanktioniertes Mandat besitze (Redfield 2005: 344); legt er doch ignorant oder naiv einen deutlich zu engen (politikwissenschaftlichen) Machtbegriff zugrunde. Macht aus interventionssoziologischer Perspektive fragt nicht zuletzt nach Finanzmacht, Wirtschaftsmacht, nach der Macht weißer Haut und fremder Pässe.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

cherheit bringen können. Einheimische, auch einheimische Mitarbeiter profitieren nicht von den Netzwerken und Ressourcen der Internationalen und werden zurückgelassen, im Bewusstsein, dass Gewalt und Tod wahrscheinlich sind. Peter Leibhart erzählt:

„Oftmals ist es ja so, wenn evakuiert wird – oder meistens ist es so, dann (räuspert sich) gehen die *Expats*, klopfen ihren lokalen Mitarbeitern noch vorher auf die Schulter, nach dem Motto mach dir keine Gedanken, wird schon, es passiert nichts, alles ist – *la vie est belle* (hustet), drücken ihnen noch ein, zwei, drei Gehälter in die Hand zum Überleben und, äh, sind dann weg." (Interview Peter Leibhart)

Wenn man so will, ist dies die ultimative Ungleichheit – nämlich ein strukturell angelegter Unterschied in der Frage, wer leben darf und wer gefährdet ist und möglicherweise sterben wird. Gerade dies ist eine Ungleichheit, die Leibhart als schwer auszuhalten schildert. Dementsprechend meint auch eine Gesprächspartnerin von James Dawes, das Schwerste an der humanitären Arbeit mit Flüchtlingen sei, „that you can drive away" (Dawes 2007: 3-4). Da überrascht es nicht, wenn Silke Roth feststellt, dass besonders die Internationalen, die bereits evakuiert wurden, sich schuldig fühlen, lokale Mitarbeiter und *Beneficiaries* zurückgelassen zu haben (Roth 2011: 157). Diese können weder zwischendurch ausreisen, um sich von den schwierigen Lebensbedingungen zu erholen, noch können sie in Gefahrensituationen darauf hoffen, evakuiert zu werden. Und zugleich, so Roth, haben die Internationalen nicht die Wahl, nicht zu gehen: In der Regel kann eine angeordnete Evakuierung nur durch sofortige Kündigung und Verlassen der Organisation umgangen werden (ebd.: 167).

6.3.2 Wie fühlt sich Ungleichheit für Intervenierende an?

Sich von den Bewohnern im Interventionsumfeld so unwiderruflich zu unterscheiden, so mächtig zu sein, ist in den Erzählungen meiner Gesprächspartner vor allem negativ besetzt. Reicher zu sein, und das für alle offensichtlich, ist unangenehm. Das lese ich aus den oben zitierten und interpretierten Aussagen meiner Gesprächspartner_innen. Es ist eine Ungleichheit, die – wenn sie als solche angesprochen und ausgesprochen ist – für einige schwer auszuhalten ist. Jenseits des persönlichen moralischen Empfindens nicht zuletzt auch deshalb, weil im Beruflichen, auf der Ebene der Programme, die Intervenierende konzipieren, leiten, durchführen, vor zehn, zwanzig Jahren *local ownership*, Partizipation und Partnerschaft auf Augenhöhe zu Leitbegriffen erhoben wurden. Was früher Entwicklungshilfe hieß, wird heute Entwicklungszusammenarbeit genannt. Auch in der humanitären Nothilfe wird auf die Einbindung lokaler sozialer Strukturen geachtet. Deutsche Polizei ist im Ausland in

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erster Linie beratend aktiv und auch die Bundeswehr bildet aus anstatt selbst militärische Verantwortung zu übernehmen. Das mag weniger normativ (mit Gleichheitsvorstellungen) als praktisch (mit Nachhaltigkeit) begründet sein, aber das Prinzip der partnerschaftlichen Zusammenarbeit gilt.

Darüber hinaus sind in der *Community* der Intervenierenden gerade in Bezug auf *Peace-* und *Statebuilding*missionen diskursive Deutungsmuster stark, die die Interventionen implizite Haltung, als Außenstehender etwas besser richten zu können als die Betroffenen, kritisch betrachten und gerade die Beziehungen zu Intervenierten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Und zugleich, so Zoe Marriage, kann es ganz egal sein, wie sehr die Bedeutung von Partizipation und Gleichberechtigung in Grundsatzdokumenten betont wird – viel sichtbarer und einprägsamer als derartige Bekenntnisse sind die bereits skizzierten (Marriage 2006: 222).[70] Insofern ist es kaum überraschend, wenn Ungleichheit und Machtungleichgewicht von Intervenierenden problematisiert werden.[71] Dem in meinem Material vielfach ausgedrückten Wunsch nach Gleichheit erteilt Mary B. Anderson jedoch eine Absage.[72] Ungleichheit sei gleich dreifach angelegt:

70 Siehe auch Fast 2014: 132. Auch Forschende gehören oft zu den Privilegierten, wie EZ-Ethnologin Nancy Cook an ihrem eigenen Beispiel schildert: „Every time I leave Gilgit for home I look forward to, not only a few days of good eating and air conditioned comfort in Islamabad before the flight to Toronto, but also the return to family, friends, modern conveniences […] Privilege infuses even this aspect of my traveling; after my holiday or research season is over, I can leave the social conditions my Gilgiti friends complain about [...] while they struggle on with their lives." (Cook 2007: 1-2)

71 Tatsächlich findet sich in meinem Material kein Hinweis darauf, dass diese mächtige, ressourcenreiche Position auch als toll und verlockend empfunden werden kann. James Dawes zitiert aus einem Gespräch mit Karen Elshazly, die sagt: „You can be in some of these countries, and you can be a big fish in a little pond versus a little fish in a big pond, and that can go to your head if you're not prepared for that. [...] You can really get into some colonial-type feelings. ... In most of these places, especially in Africa, because it's often insecure zones, we usually have communal housing for security and funding reasons, and they're out in the field all day. So of course there are house cleaners because it's too hard to do that on your own. But if I hear anyone use the word ‚servant' – believe me, I never talk to them again." (Dawes 2007: 153)

72 Ähnlich schlussfolgert Distler, dass die Wahrnehmung von Ungleichheit aufgrund der strukturellen Überlegenheit internationaler Polizist_innen in materiellen und ökonomischen Belangen in die relationalen Strukturen der Intervention unausweichlich eingeschrieben sei (Distler 2014: 190).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„First, there is an essential inequality in power that derives from the ability of one side to give because it enjoys a surplus of goods and abilities, while the other side is in need. Second, there is inequality of optionality, arising from the fact that one side can choose whether or not to give, while the other side has little or no choice about accepting aid if they are to survive. Third, inequality arises from the fact that the giving side of the relationship is primarily accountable to communities and powers outside the crisis and only secondarily, if at all, to insiders, the people who receive aid.“ (Anderson 2000: 496-497)

Anstatt – wie es der Trend ist – möglichst partizipative Programme zu fahren, maximale Verantwortung an Hilfsempfänger abzugeben und basisdemokratisch entscheiden zu lassen (und so die strukturell und systematisch bedingte Ungleichheit zu verschleiern), sei es deutlich angemessener, unabwendbare Ungleichheit zu akzeptieren, ja sogar transparent zu machen und sich an Beziehungen zu orientieren, so Anderson (ebd.).

Intervenierten wiederum wird in der Literatur zugeschrieben, mit Frust bis hin zu Feindlichkeit auf die Ungleichheit zu reagieren. Talentino (2007) befürchtet, dass die Konfrontation mit dem Reichtum der Intervenierenden frustriert. Auch ‚nur‘ mit der Lebensweise von Intervenierenden konfrontiert zu sein, könne Intervenierten die eigene vergleichsweise hoffnungslose Situation verdeutlichen und den angestrebten Friedensprozess gefühlt in unendliche Ferne rücken lassen (ebd.: 160). Auch Lisa Smirl findet Angriffe auf *Compounds* von Intervenierenden nicht unwahrscheinlich, werden diese doch „materially and symbolically associated with this inequality, exceptionalism and, ultimately, hypocrisy“ (Smirl 2015: 94).

6.3.3 Welche Folgen hat das Ungleichgewicht?

Welche Folgen schreiben Intervenierende der empfundenen Ungleichheit zu? Da wäre zunächst die Kommunikation zwischen Intervenierenden und Intervenierten. Sie ist Indikator und Aushandlungsarena zugleich. So erzählt Maria Ludwig, dass es Aufmerksamkeit und Fingerspitzengefühl erfordert habe, mit kosovarischen Kolleg_innen etwas zu unternehmen:

„Und jetzt muss man genau gucken, gehen wir dahin wo der Kaffee einen Euro kostet. Oder gehen wir dahin, wo der Kaffee 50 Cent kostet. Und unsere nationalen, die kannten sich einfach besser aus. Die wussten a, wo der Kaffee gut ist. Die wussten b, wo ihre Freunde sitzen, denen sie was Gutes tun, dadurch dass sie ihnen Verdienst zukommen lassen.“ (Interview Maria Ludwig)

Sie hätte sich auch Kaffee für zwei oder drei Euro leisten können. Zusammen mit den Kollegen aber galt es günstigere Cafés zu finden. Ich lese ihre Erzählung zu-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gleich als Hinweis darauf, wie vielschichtig soziale Beziehungen in Interventionen sind. Während sie und die internationalen Kollegen deutlich mehr Geld zur Verfügung haben, kennen sich die kosovarischen Kollegen besser aus und wissen die Situation gut zu ihrem Vorteil zu nutzen.

Beobachtung und Auffassungsgabe ermöglichen auch sonst, hinter die direkte Kommunikation zu blicken und Folgen des ökonomischen und strukturellen Machtungleichgewichts zu entdecken. Maria Ludwig ist sich sicher, dass die Leute im Kosovo wissen, was die Mission wünscht. Wenn die Mission Versöhnung als Ziel ausruft, dann werden Spannungen zwischen Bevölkerungsgruppen unter den kosovarischen Kollegen nicht offen benannt oder ausgetragen, obwohl sie spürbar sind und auch sonst im normalen Leben deutlich zutage treten. Das erzählt auch Lutz von seinen Erfahrungen im Kosovo. Ähnlich formuliert Nothelfer Thomas Eben seine Antwort auf meine Frage, wie die Organisation oder das Projekt vor Ort gerade von Einheimischen wahrgenommen wird. Er erzählt von dem ganz überwiegend positiven Feedback und sagt dann:

„Das darf man auch nicht vergessen, bei dem, was man so an Rückmeldungen kriegt, ähm, wir sind halt die, die da das Geld haben. Das äh, ne, und wenn man das Geld hat, wird man auch hier immer ganz anders behandelt, als wenn man es nicht hat. (räuspert sich) Ne? Äh, und das ist eben auch schwer, also es ist nicht immer überall unbedingt eine Kultur der offenen Rückmeldung, selbst wenn man fragt, ne, so was meint denn ihr?“[73] (Interview Thomas Eben)

Thomas stellt mehrfach klar, dass er keine Unehrlichkeit unterstellt, weil vor allem positive Rückmeldungen an ihn herangetragen werden. Geld mache hier wie da einen Unterschied darin, wie jemand behandelt wird. Und die kulturelle Gepflogenheit, immer zu sagen was man denkt, ist andernorts unüblich, ein Verstoß gegen wichtige soziale Regeln.[74]

73 Stefan und Ulrike erzählen davon, dass sich unter den Afghanen eine Subkultur derer herausgebildet hat, die für EZ-Organisationen arbeiten. Meistens seien das sehr junge Leute, die etwas verändern wollen, die aber sehr wenig mit der ‚wirklichen‘ afghanischen Kultur zu tun haben: „Wenn man nur die kennt und mit ihnen redet, dann hat man sehr wenig Verständnis dafür, was der Rest der Afghanen, wie der denkt und ja. [...] Die wissen auch, wie sie mit ihren deutschen Entwicklungshelfern umgehen müssen. Welche Antworten die wollen.“

74 Maria Eriksson Baaz beschreibt ökonomische Ungleichheit als wesentlichen Faktor für die Identitäten von Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern (Eriksson Baaz 2005). Aus dem Ungleichgewicht an Ressourcen und Macht erwachsen identitätsstiftende Zuschreibungen. Angesichts der Tatsache, dass alle meine Gesprächspartner_innen da-

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die hier angeführten Beispiele beschreiben eine Spannung, die Intervenierende aushalten müssen, eine Art Dissonanz, da die erlebte Gegenwart in Bezug auf Machtverhältnisse so eine unausgeglichene ist, die der eigenen Haltung zuwiderläuft, aber auch Arbeits-/Kommunikationsabläufe behindern kann. Wie reagieren die Intervenierenden auf diese angespannte Situation?

6.3.4 Wie gehen Intervenierende mit Ungleichheit um?

Es gibt viele verschiedenen Arten, mit der empfundenen Ungleichheit umzugehen. Viele Intervenierende machen sich Gedanken darüber und versuchen, sich in Bescheidenheit zu üben, sich anzupassen. Auch „schummeln" und Unterschiede nicht gar so auffällig werden zu lassen ist eine Möglichkeit. Ebenfalls ist es möglich, die eigene Unterlegenheit in einem bestimmten Aspekt zu betonen oder aber das Machtgefälle für sich zu nutzen; mancher tut letzteres auf furchtbare Art und Weise. Aber es gibt auch die Möglichkeit, sich dafür einzusetzen, dass andere bessergestellt werden. Und letztlich kann auch der Rückzug, das segregierte Leben jenseits der anderen als Reaktion auf die Ungleichheit gedeutet werden.

… man reflektiert und übt Bescheidenheit

Andreas Fechtner macht am Umgang mit der eigenen strukturellen/ökonomischen Überlegenheit als Intervenierender den Unterschied zwischen „Profis" und „Nicht-Profis" fest. Die oben erwähnte Geschichte des VIPs, der mit seinen Begleitern in „Checker-weißen Jeeps" zu einem der Flüchtlingslager „durch die Wüste ballerte", was Fechtner schon mehr als unangebracht und problematisch fand, geht noch weiter:

„Dann ist der [VIP] – in jedem Flüchtlingslager gibt es so kleine Einkaufssträßchen, die bilden sich durch die Flüchtlinge, und da hat der einen Karton mit Süßigkeiten gekauft. Keksen, oder irgendein, Schokolade, irgendsoein Scheiß. (1, seufzt) Und wir guckten uns schon an und dachten, oh nein. Wir wussten direkt, was kommt. Haben Sie eine Vorstellung, was passiert, wenn Sie in einem Flüchtlingslager (1) noch nicht mal so eine hohe Anzahl, wo zehntausend Menschen sind, von diesen zehntausend Menschen sind siebentausend Kinder und wenn Sie einen Karton mit Süßigkeiten haben, (3) – also es waren bestimmt zweihundert Kinder, die schreiend angerannt kamen, die dem das aus der Hand gerobbt haben und der fand das so toll, und war so glücklich, ach, die Kinderlein und alle so schön – das war so richtig beschissen, Weiße kommen in ein Flüchtlingslager und machen da einen auf großherzig, also das – fand ich sehr sehr schwierig. Also- (1) aber so sind Politiker.

---

rauf zu sprechen kamen und ein Großteil der Literatur sich mit diesem Zusammenhang befasst, leuchtet mir das ein.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

JB: In der Wirkung, meinen Sie jetzt, (AF: ja ja) fanden Sie das schwierig, oder –
AF: Ja, na klar. Ich meine, was was (3) was soll das? (2) Was soll das? Da dann erkennt man die Profis und die Nicht-Profis, ja? Dann hat der, keine Ahnung, die Kinderlein, Süßigkeiten verteilt, äh, zehn Negerlein im Arm und dann Fotos machen. Was ist denn das – *das* ist rassistisch (1), ja, also ich fand das unmöglich. Das war ähm, (lacht), der Typ, ja?" (Interview Andreas Fechtner)

Noch problematischer als reich und privilegiert zu sein ist es in Fechtners Augen, nicht zu reflektieren, wie dies auf die Intervenierten wirkt. Der *Profi*, besonders der mit weißer Hautfarbe, denkt mit, wie er gerade auf die *Beneficiaries*, auf die Zielgruppen seiner Tätigkeit wirkt. Er ist sich seiner Wirkung bewusst.[75]

Dieser Anspruch, die eigenen Privilegien zu reflektieren, wird weitergetrieben in dem Versuch, sie zu teilen bzw. die Ungleichheit – wo möglich – zu reduzieren oder auszugleichen. Diese Strategie beobachtet Barbara Heron bei den von ihr interviewten kanadischen Entwicklungshelferinnen (Heron 2007: 76-79). Eine besitzt kein Auto und rechtfertigt den Mietwagen, den Besucher aus Kanada für zwei Wochen mitbringen. Eine andere betont, dass sie glücklicherweise kein *Expat*-Gehalt bekam, sondern so viel wie ihre einheimischen Kolleginnen, die dennoch vermuteten, sie sei reich. Einige gestehen ein, dass ihre Häuser denen der lokalen Bewohner deutlich überlegen waren. Das ungute Gefühl, dass diese Ungleichheit mitbringt, wird auf verschiedene Weise damit umgegangen. Nachbarn können ohne finanziellen Beitrag im Auto mitfahren, werden in Notfällen extra gefahren, werden zum Essen eingeladen und so wird versucht, die soziale Grenze, die Materialitäten schaffen, zu überwinden: „One way of bridging differences with those around us is to share what we have in terms of our accomodation, food, vehicles, and things of this sort." (ebd.: 77)[76] Diese Option sehen auch Stefan und Ulrike. Für sie lautete die Entscheidung: teilen oder verzichten. Auf meine Frage, ob sie einen Generator

75 Zugleich lässt die Betonung am Ende seiner Ausführung, „*das* ist rassistisch", vermuten, dass in seinem Erleben des Miteinanders von Menschen weißer und nicht-weißer Hautfarbe offenbar irgendwie der Rassismusvorwurf im Raum steht – sei es, dass er sich diesem Vorwurf womöglich ausgesetzt oder sich selbst als rassisiert sieht.

76 Und auch entsprechende Deutungsmuster legen sich Herons Interviewpartner zurecht, um mit der im Weißsein impliziten Dominanz und Macht umzugehen. Sie positionieren sich als ‚gute Weiße', in Distanz zu ‚den anderen, unbedachten, rassistisch sprechenden *Expats*, und sie verneinen die Machtimplikationen ihres Weißseins als Fehlinterpretation der Afrikaner, die sich ‚fälschlicherweise' auf die Kolonialvergangenheit beziehen (Heron 2007: 96-97). Strategien, die Heron kritisch sieht, sichert derlei Großzügigkeit doch eine Positionierung „as good and generous helpers, however, and thus serves to place participants firmly on the moral high ground" (Heron 2007: 77).

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hatten, zählen Stefan und Ulrike die Nachteile auf (laut, umweltschädlich, oft kaputt, teuer) und ergänzen dann:

„Und natürlich, alles was man hat, alles was man hat, muss man auch ausleihen. […] Es ist also ganz schwierig zu sagen ich habe einen Generator und ich gebe meinem Nachbarn nichts ab davon. Das ist, das machen wir hier in Deutschland so, aber das ist nicht korrekt. Wenn man ein Auto besitzt und der Nachbar sagt ‚Ich muss kurz zum Arzt', zu sagen ‚Nein, ich bringe dich nicht hin.' Weißt du, da tut man sich leichter, man hat vieles nicht. (lacht) Ja." (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Es gibt nicht viele Intervenierende, die auf autonome Stromversorgung verzichten. Der Generator hätte auch Vorteile, und sie könnten ihn sich schon leisten. Trotzdem entscheiden sie sich dagegen, weil sie die sozialen Regeln ihrer Nachbarn als die ihren ansehen. Gemäß diesen Regeln ist ungleicher Besitz zu teilen, man darf ihn nicht für sich allein behalten. Gerade diese Beweggründe erinnern mich daran, dass die meisten Intervenierenden und gerade die Organisationen als solche nicht schlussfolgern, auf Hilfsmittel wie Generatoren, die die Arbeit möglich und angenehmer zu machen, zu verzichten, weil sie Ungleichheit erzeugen. Das tun aber Stefan und Ulrike, für die sich ständig die Frage, der Konflikt auftut, „auf welchem Niveau man leben soll". Alles sei möglich, je nachdem wieviel Geld man ausgeben will (westliches Niveau) oder wie sehr man als Persönlichkeit gefestigt ist, wieviel man aushalten kann (afghanisches Niveau). Irgendwo dazwischen muss man seinen Platz und einen sinnvollen Kompromiss finden, eine Position, in der man sich soweit wie möglich wohlfühlt.[77] Zugleich schreiben manche meiner Gesprächspartner_innen Intervenierten zu, irritiert zu reagieren, wenn Intervenierende auch aufgrund der Außenwirkung auf Privilegien verzichten. Ob im Kosovo mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren, auch wenn im Straßenverkehr die symbolische Stärke und Durchsetzungskraft des Fahrzeugs entscheidend sind, oder im heißen, staubigen Afghanistan zu Fuß zum Termin zu laufen, wenn man doch ein noch dazu klimatisiertes Auto zur Verfügung hat:

„Wir wurden auch – wirklich angestarrt, (JB: hm-m) so nach dem Motto, was, sind die Internationalen jetzt total durchgedreht, ja? (JB: hm-m) […] also es hat uns nie einer das gesagt,

77 Ulrike nennt Ernährung als weiteres Beispiel: „Manchmal fiel es mir schwer zu sagen okay, ich kaufe drei Mal die Woche Fleisch. Es wäre mir zu teuer gewesen. Weil das die Nachbarn auch nicht machen, um mich herum." Sie hätten es sich leisten können, ausschlaggebend aber war, dass die Nachbarn es nicht konnten, aber auch, dass sich ihr Einkauf nicht hätte verheimlichen lassen, wie Stefan an den Satz seiner Frau anschließt: „Und natürlich wissen alle, wie viel Fleisch wir kaufen."

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aber ich habe einfach so was vermutet, (JB: hm-m, hm-m) dass die uns für total bescheuert gehalten haben." (Interview Michael Kubos)

Was für die einen eine bewusste Anpassung, ein bewusster Verzicht auf Privilegien ist, ein Versuch, gerade die sichtbaren Zeichen von Ungleichheit zu lokalen Bewohnern zu reduzieren, um Nähe und Respekt zu signalisieren, kann in den Augen anderer auch als unbeholfen, unzureichend, womöglich sogar unehrlich angesehen werden. Schließlich bleibt Ungleichheit in vielerlei Hinsicht bestehen.

… man schummelt

Eine zweite Möglichkeit: Man schummelt. Auch Anna Goschen ist sich der Symbolik eines Generators bewusst (siehe oben). Um keinen schlechten Eindruck zu machen, will sie möglichst darauf verzichten. Um trotzdem arbeiten zu können, hat sich ihr Mitarbeiter einen Trick ausgedacht:

„Wir haben auf dem Dach Solarpanels, ne, damit es immer Strom hat, damit wir nicht mal einen Generator anschmeißen müssen. Dann haben wir so ein, unter den Treppen, so eine Batteriebank, die geht von da bis da rüber, hat irgendwie zwanzig Batterien, die ineinander geschalten sind und den Strom, den Solarstrom, äh, speichern, damit wir nachts arbeiten können und den Generator nicht laufen lassen müssen, weil das kriegt jeder mit." (Interview Anna Goschen)

Auch Solarpanels kann sich kein Afghane leisten. Und sie sind höchstwahrscheinlich sichtbar. Aber sie fallen nicht bei jeder Benutzung wieder auf, sind nicht so laut und stören nicht so. Die Ungleichheit bleibt also bestehen, ist aber unauffälliger.

… man betont die eigene Unterlegenheit

Eine dritte Möglichkeit, mit der empfundenen Ungleichheit umzugehen, ist einen anderen Aspekt seiner selbst zu betonen, in dem man seinen intervenierten Gegenübern eher unterlegen ist. Diese Strategie will ich an einer Erzählung von Madlen illustrieren. Madlen wies im Verlauf unseres Gesprächs immer wieder darauf hin, dass ihr Weißsein und ihre europäische Herkunft mit einer bevorzugten Behandlung einhergingen, dass ihr ein höherer Status zugesprochen wurde. So habe der Gefängnisdirektor vor Ort die Auseinandersetzung mit ihr immer gemieden und ihr zumindest rhetorisch immer das letzte Wort überlassen.[78] Während sie es als zum Teil

78 Diese besondere Behandlung, die Madlen auf ihr Weißsein zurückführt, könnte man seitens ihres Gegenübers auch als praktische Konfliktvermeidung und souveränen Umgang mit mächtigen Verhandlungspartnern verstehen. Schließlich kann er ihr so mindestens

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sehr schwierig beschreibt, unter diesen Bedingungen zu arbeiten, eine sinnvolle Aufgabe zu finden und zu erledigen, konnte sie den Umgang mit besagtem Direktor als Spiel betrachten und die Interaktion mit ihm auf „so eine scherzhafte Ebene“ lenken:

„Ich glaube hin und wieder hat er auch mal gedacht, ach Mensch, dieses kleine Mädchen (JB lacht leise), aber das habe ich- das habe ich genutzt. (JB: hm-m) Weißt du, ich habe *das* einfach genutzt. (JB: hm-m) Also dann dann soll er denken, ich bin ein kleines Mädchen uhhh und witzel da mit ihm ein bisschen rum, (JB: hm-m, hm-m) und immer so, ja, steter Tropfen höhlt den Stein, (JB: hm-m) und immer mal wieder nachgefragt, und dann mal gar nicht mehr nach verantwortlichen Personen gefragt, sondern einfach mal nachgefragt, Mensch, *dürfte* ich nicht mal an so einem Kurs hier teilnehmen (JB: hm-m), und ähm […] soo kriegte ich dann den Zugang." (Interview Madlen Schader)

Die Intersektionalität von Weißsein und Gender: Als Frau hat sie die Möglichkeit, die Weibchen-Karte zu spielen, sich naiv und blöd zu geben, seine Autorität hervorzuheben, indem sie demütig fragt, und sich so niedriger zu stellen. Roths Interviewpartnerinnen schildern ein ähnliches Verhalten, stellen es aber weniger als strategische Entscheidung denn als Anpassungsfrage dar: „Several female respondents also pointed out that when they were in leadership positions they deferred to local men who were subordinate to them, in order to demonstrate respect to a culture in which women defer to men.“ (Roth 2015: 125) Mir ist wichtig festzuhalten, dass weibliche Intervenierende die Wahl haben. Sie sind nicht im selben Maße wie intervenierte Frauen an lokale Gender-Muster gebunden, werden von einigen gar als ‚drittes Geschlecht‘ bezeichnet. Oft können sie Geschlecht, Hautfarbe und Fremdsein jonglieren und relativ flexibel entscheiden, welche Karte(n) sie spielen – die eher naiv-demütige Frau oder die strukturell überlegene Intervenierende.

… man nutzt das Machtgefälle für sich

Denn eine weitere Möglichkeit des Umgangs liegt darin, das Machtgefälle für sich zu nutzen. Im Gespräch mit Maria Ludwig erzähle ich von meiner Unterhaltung mit einem österreichischen Richter, der u. a. über die Außenwirkung der offiziellen EULEX-Autos im Kosovo philosophierte – Nissan Pathfinder, große SUVs, alles dieselbe Sorte, „so Panzer“, alle dunkelblau, EULEX-Zeichen an der Seite und entsprechende Kennzeichen (vgl. Kapitel 6.1). Sie entgegnet:

eine ganze Zeit lang das verwehren, was sie möchte, ohne eine Beschwerde oder eine größere Auseinandersetzung zu riskieren.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„Die sind auch durchaus zwiespältig. Also das eine ist, wenn du kein dickes großes Auto fährst, bist du ein *Loser*. Und gerade als Richter. Also wir hatten auch so kleine, so Volkswägelchen. Und ich weiß, dass eine deutsche Kollegin sehr Wert darauf gelegt hat, dass die wenn sie zu Gericht gefahren ist, mit dem Pathfinder gekommen ist. ‚Das kann ich mir nicht leisten mit dem Ding zu kommen, mit dem kleinen.'" (Interview Maria Ludwig)

Die kosovarische Gesellschaft hat sie als eine erlebt, in der es durchaus strategisch schlau sein kann, ab und zu ‚einen auf dicke Hose zu machen'. Es trägt dazu bei, von bestimmten Leuten – gerade denen, denen man vor Gericht begegnet – ernstgenommen zu werden. In diesem Fall allerdings, so verstehe ich Maria Ludwig, bedienen sich die internationalen Richter derselben Mittel, die sie bei Kosovaren wahrnehmen. Der Machtvorteil lässt sich aber nicht nur für gute Zwecke nutzen, beispielsweise um Angeklagte vor Gericht zu beeindrucken. Intervenierende nutzen das Machtungleichgewicht zum Teil auf fürchterliche Art und Weise aus. Ein Thema, das Andreas Fechtner anspricht, ist sexueller Missbrauch und Prostitution durch Intervenierende. „Das war in meiner Vorstellungswelt gar nicht vorhanden", sagt er. Entsprechend großen Eindruck hat der Workshop bei ihm hinterlassen, den er während seiner Zeit in Ostafrika besuchte: „Wie Militär oder UN-Mitarbeiter oder U- Mitarbeiter anderer Organisationen ähm (1) ja, sich Sex gekauft haben, das darf man gar nicht anders benennen, (1) das ist schon krass."[79] Im nächsten Satz macht er deutlich, dass ihn in erster Linie nicht die grundsätzliche Frage umtreibt, ob es moralisch okay ist, unter Seinesgleichen Sex zu kaufen. Es ist die ökonomische und strukturelle Ungleichheit, die die Situation nochmal verkompliziert, so scheint es:

„Wenn eine Flüchtlingsfrau fünfzig Euro dafür bekommt, um keine Ahnung, vier Wochen mit einem Mann Sex zu machen und sie bringt ihre Kinder dafür durch, ist sie die glücklichste Frau der Welt. Und dann gab's die Frage, von den Trainerinnen, ist das dann okay? (2) […] selbstverständlich ist es nicht okay, aber, aber das ist ein- und solche Fragestellungen, ja, wurden dann aufgeworfen, damit man überhaupt sich der moralischen Dimension mal bebewusst wird. Schwierig, ganz schwierig, ja?" (Interview Andreas Fechtner)

Die ökonomische Ungleichheit, die der geschilderten Situation zugrunde liegt, scheint schnelle Urteile infrage zu stellen – schließlich kann die Frau das Geld ja gut brauchen, sie und ihre Familie profitieren davon und würden ohne die Verein-

79 Kenneth Cain nennt im Gespräch mit Dawes die UN-*Peacekeeper* in Liberia, Colleen Striegel NGO- und UNHCR-Mitarbeiter in Guinea, die massiv sexuellen Missbrauch betrieben haben (Dawes 2007: 142-144); siehe auch der Artikel von Kevin Sieff (2016) und die Pressemitteilung der Vereinten Nationen (2016) zu den Untersuchungen um sexuellen Missbrauch und Nutzen von Sexarbeit durch UN-*Peacekeeper*.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

barung definitiv schlechter dastehen. Fechtner scheint nicht zu der Schlussfolgerung zu gelangen, dass das Kernproblem in dem riesigen strukturellen Ungleichgewicht liegt, an dessen unterem Ende die Frau auf derlei Vereinbarungen angewiesen ist, um überleben zu können. Für ihn, der sich zuvor noch nicht mal vorstellen konnte, dass gekaufter oder erzwungener Sex in Hilfssituationen ein Thema sein könnte, ist die Frage nicht, ob so jemand wirklich „die glücklichste Frau der Welt" ist, sondern ob man ihr dieses Glück absprechen oder wegen moralischer Bedenken verwehren kann.[80]

… man setzt sich dafür ein, andere besserzustellen

Und schließlich gibt es Bereiche, in denen Intervenierende Ungleichheit adressieren und ihr mit persönlichem Einsatz und Willen entgegentreten. Beides will ich an Peter Leibhart aufzeigen, der seit mehr als zwanzig Jahren in der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit tätig ist und betont, dass Gestaltungsraum in dieser Hinsicht notwendige Voraussetzung dafür war und ist, seinen Beruf überhaupt (weiter) ausüben zu wollen. So ist er stolz darauf, ein fairer Arbeitgeber zu sein und auch afrikanische leitende Mitarbeitende gerecht zu bezahlen anstatt sie, wie oben skizziert in der Hilfsbranche weitgehend üblich, mit deutlich weniger Gehalt abzuspeisen: „Ähm, ich habe einen afrikanischen Projektleiter, ich habe afrikanische Logistiker (JB: hm-m), die *Expat*-Verträge haben, nicht Lokalverträge." Leibharts Beispiel zeigt zumindest, dass es durchaus möglich ist, gerechte Bezahlung zu thematisieren und damit zumindest in einem Teilbereich über die omnipräsente Ungleichheit zu sprechen und bewusst anders zu entscheiden. Zugleich hat auch ein solches Handeln nicht intendierte Konsequenzen. Gerade weil internationale Organisationen oft mehr bezahlen als lokale Arbeitgeber, gibt es in Interventionsgebieten zunehmende Lohngefälle, massive Steigerungen der Lebenshaltungskosten (für alle!) und eine problematische Abhängigkeit lokaler Anwohner von internationalen Arbeitgebern, von denen klar ist, dass sie nur für einen bestimmten Zeitraum in der Region bleiben.

Einen weiteren Aspekt führt Thomas Eben an, der in unserem Gespräch laut darüber nachdenkt, dass es eigentlich angebracht wäre, die Gehälter anzupassen und nicht je nach Herkunft zu unterscheiden. Nicht so einfach, findet er:

„Es ist glaube ich eine Herausforderung, wenn man sagt, einerseits wollen wir Leute tatsächlich aus den Ländern wo wir arbeiten als Mitarbeiter haben, als auch in höheren Positionen,

80 Hier sei nochmal auf den Artikel von Silke Oldenburg (2014) zu „Liebe in Zeiten humanitärer Intervention" verwiesen, die am Beispiel der Region Goma in der DR Kongo argumentiert, dass einheimische Frauen und Mädchen sehr wohl bewusst, gar unternehmerisch mit der Frage nach sexuellen Beziehungen zu Intervenierenden umgehen können.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und andererseits ist das ein positiver (1) Effekt, ist ein guter, eine gute Selektion, dass man auf Geld verzichten- verzichtet, wenn man sich engagiert da. Also du hast – das ist das Schöne bei diesem – wenn du also mit Ärzte ohne Grenzen zu tun hast, in dieser Versammlung z. B. nächste Woche, echt ähm Leute, denen das Geld nich- das ist nicht die Motivation dafür. Und das ist gut. Und das – also eines der Probleme und Herausforderungen ist, dass einerseits es gut ist, Leute aus den Ländern selber auch irgendwie nicht nur irgendwie in grass-root-Positionen zu haben, sondern auch in verantwortungsvollen. Und andererseits bei denen eben die Motivationslage nicht so klar ist, dass sie auf Geld verzichten, sondern da ist es- ist es eben durchaus auch ein finanzieller Aufstieg, ne?“ (Interview Thomas Eben)

Bei der Organisation Ärzte ohne Grenzen hält man es aus Identitätsgründen für wichtig, dass die internationalen Mitarbeiter aus selbstlosen Gründen ins Ausland gehen. Entsprechend werden die Gehälter so gestaltet, dass man gut versorgt ist, aber schon auch deutlich weniger verdient, als wenn man zu Hause bleiben würde. Was aber für die einen deutlich weniger ist, wäre für die anderen deutlich mehr – gliche man die Gehälter an, bestünde die Gefahr, dass die Mitarbeitenden weniger aus ideellen denn aus finanziellen Gründen anheuern würden, so die Befürchtung.

Auch in einem anderen Aspekt ist es durchaus möglich, der strukturellen Ungleichheit etwas entgegenzusetzen, auch wenn es nicht viele tun. Wahrscheinlich ist Peter Leibhart deshalb stolz darauf, beim Arbeitgeberwechsel durchgesetzt zu haben, dass in einer akuten Bedrohungssituation auch nicht-internationale Mitarbeitende mit ihren engsten Familienmitgliedern evakuiert werden.

„Das hab ich bei der GO (1) sehr oft erlebt und habe mir geschworen, dass ich das ändern – wenn ich es ändern kann, und äh, seitdem ich bei der NGO bin, haben wir immer das Angebot an unsere lokalen Fachkräfte gemacht, dass alle, die den Sammelpunkt oder einen der Sammelpunkte erreichen, inklusive ihrer Kernfamilie, sprich verheiratete, angeheiratete Frau, leibliche Kinder, mitevakuiert werden, und das haben wir auch zweimal erfolgreich durchgezogen, das heißt im Personalbereich, bei unserem al- lokalen Fachkräften haben wir ein sehr hohes Ansehen, weil wir die einzigen sind, äh, die sowas schon mal gemacht haben.“ (Interview Peter Leibhart)

Die lokalen Kolleginnen und Kollegen samt ihren Familien einfach stehen zu lassen, in dem Wissen, dass sie Gewalt und Gefahr ausgesetzt sein würden, fand Leibhart furchtbar. Er machte es zu einer Bedingung für seine Anstellung, dass diese ebenfalls evakuiert werden, was wiederum zum „sehr hohen Ansehen“ der Organisation beitrug. Nicht auch mal zu Fuß zu gehen oder zu Hause zu essen macht den Unterschied. Sondern bei Gefahr für Leib und Leben die Grenze anders zu ziehen. Und das geschieht relativ selten.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

… man zieht sich zurück

Von Maria Eriksson Baaz nehme ich den Hinweis auf, dass der segregierte Alltag, die Abschottung von Intervenierenden als Reaktion auf die Ungleichheit verstanden werden kann (Eriksson Baaz 2005: 85-91). Die von ihr untersuchten Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer entwickeln verschiedene Umgangsweisen mit ihren Gefühlen von Entfremdung, Distanz und Schuld. Eine weit verbreitete sei es, die Berührung mit der Ungleichheit zu reduzieren – man bleibt unter *Expats*, unter Internationalen, oder auch ganz für sich (ebd.). In meinem Material lässt sich die Normalität dieser Trennung von der lokalen Bevölkerung für viele Intervenierenden nachvollziehen. Eriksson Baaz' Begründung findet sich nicht explizit, ist eventuell aber auch etwas, was Gesprächspartner – falls sie es über sich herausgefunden haben – ungern als Verhaltensgrund angeben würden. Wer sagt schon gern von sich, dass er lieber unter seinesgleichen bleibt, weil er seine Privilegien in der größeren, beobachteten Öffentlichkeit nicht offen genießen kann, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen?

6.3.5 Zusammenfassung und Diskussion

Es sind Unterschiede zwischen Internationalen und Lokalen, die im Zweifelsfall nur schwer auszuhalten sind – nämlich dann, wenn sie sich absolut unerträglich anfühlen. Hierarchie ist nicht nur eine Frage der Finanzen und eines Platzes in der Pizzeria, um zu Abend zu essen. Sie kann im Ernstfall über Lebenschancen entscheiden. Gerade wer sich sonst um Nähe und gleichberechtigte Beziehungen bemüht, tut sich hiermit entsprechend schwer. Es ist das Gefühl, mit unvereinbaren Widersprüchen konfrontiert zu sein, ein Gefühl extremer kognitiver Dissonanz[81], das so schlecht auszuhalten ist, dass Intervenierende Strategien entwickeln, neue Haltungen, Meinungen, und/ oder Handlungen, um die Dissonanz zu übertönen. So lassen sich die verschiedenen Betrachtungsweisen der Situation erklären (à la „Ich mag zwar viel reicher und mächtiger sein, aber ich helfe den Einheimischen ja mit meinem vielen Geld, ich verhalte mich doch respektvoll und bescheiden, das ist das Wichtigste, ich betreibe die Solarpanels unauffällig auf dem Dach, wodurch die ja weniger unter der Ungleichheit leiden" usw.), aber auch das Engagement Peter Leibharts, der versucht, die Situation zu ändern, Gehälter und Evakuierungsregeln anzugleichen und so die empfundenen Widersprüchlichkeit zu reduzieren.

Interessant ist jedoch, dass in diesem gesamten Kapitel kein einziges Zitat von einem Soldaten auftaucht. Ist Gleichheit da kein Thema? Privilegiert zu sein ist eins, Armut zu sehen und nicht helfen zu können, zu sollen, ist das andere. Aus Bosnien erzählen sie von Eselskarren und einfachen Lebensumständen. Aus Afgha-

81 Danke an Kathrin Winkler für den Hinweis auf dieses naheliegende Konzept.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nistan kommen viele mit starken, bildreichen Eindrücken zurück. Nicht umsonst werden Vereine gegründet („Lachen helfen e. V."), wird Geld gesammelt, um zu helfen. Aber meine soldatischen Gesprächspartner sprechen nicht von Ungleichheit. Möglicherweise sind die Identifikation nach innen und das Gemeinschaftsgefühl so stark (befördert durch die Uniformen, die routinierten Abläufe, den ständigen Gruppenzusammenhang), dass eher gruppeninterne Vergleichsprozesse gefördert werden und es weniger wahrscheinlich ist, dass ein Soldat genügend Schnittmenge mit Einheimischen wahrnimmt, um sich ins Verhältnis zu setzen. Zudem wird der Diskurs der partnerschaftlichen Zusammenarbeit auf Augenhöhe unter Soldat_innen nicht gepflegt, der in der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit so präsent ist. Eine weitere Möglichkeit ist, dass das Selbstverständnis als Auftragnehmer, die mangelnde Eigenverantwortung vielleicht ein Denken begünstigt, das sich keine eigene Meinung erlaubt – weil man sie in vielen Zusammenhängen nicht braucht oder sie nicht gefragt ist. Scham ob des eigenen Reichtums und ein diffuses Gefühl von Schuld stellen sich wahrscheinlich eher ein, wenn man aus eigener Entscheidung genau hier ist, wo man ist, genau da und so arbeitet, wo und wie man arbeitet.

6.4 ZUSAMMENFASSUNG DER MERKMALE VON INTERVENIERENDEN

Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz, Ungleichheit und Macht – an diesen drei Kategorien lässt sich beschreiben und greifbar machen, was es grundsätzlich (unabhängig vom Beruf oder Arbeitsfeld) bedeutet, Intervenierender oder Intervenierende zu sein. An ihnen lassen sich aber auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen verschiedenen Intervenierenden festmachen.

Alle Intervenierenden sind als solche sichtbar – durch ihre Körper, ihre Kleidung, ihre Autos, ihre Unterkünfte. Sie fallen auf, weil sie anders aussehen, sich anders kleiden, weil sie gekennzeichnete Fahrzeuge fahren, weil sie überhaupt Fahrzeuge fahren, sich mehr leisten können, tendenziell unter sich bleiben, usw. Einige passen sich an, tragen einheimische Kleidung, entfernen die ausländischen Kennzeichen oder Organisationssymbole auf den Autos, doch manche Unterschiede zur intervenierten Umgebung bleiben und damit die Sichtbarkeit. Zugleich sind manche sichtbarer als andere. Soldatinnen und Soldaten tragen nicht nur ständig Uniform, sind bewaffnet, fahren gepanzerte Fahrzeuge und leben in eigenen Lagern, sie sind auch immer in größeren Gruppen unterwegs als andere Intervenierende. Sie sind qua Beruf und Organisationszugehörigkeit weniger flexibel, weniger anpassungsbereit, was ihr Äußeres und ihr Auftreten betrifft. Ihrer Sichtbarkeit schreiben Intervenierende Folgen zu: Sie bedeutet, beobachtet werden zu können

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und in der Öffentlichkeit zu stehen. Sie kann mit sich bringen, eher angegriffen zu werden, aber auch identifiziert und wertgeschätzt zu werden und infolgedessen sicherer zu sein. Manchmal ist Sichtbarkeit also auch Mittel und Zweck.

Nähe und Distanz bilden die zweite Kategorie, mit der zentrale Merkmale von Intervenierenden greifbar gemacht werden können. Auch wenn ich argumentiere, dass alle Intervenierenden dieselben wichtigsten Bezugsgruppen haben (*Peers*/direkte Kolleg_innen und lokale Anwohner/Intervenierte), gestalten sie ihre Beziehungen zu diesen unterschiedlich. Die Gründe hierfür sind vielfältig: räumliche Distanz zu anderen, Entsendung und Unterbringung in der Gruppe, eine starke Organisationsidentität sowie kurze Aufenthaltsdauer begünstigen Nähe und Identifikation nach innen ebenso wie Abschottung und Abgrenzung nach außen. Das gilt sowohl für die Bundeswehr als auch für Gruppen in der technischen Nothilfe. In der Entwicklungszusammenarbeit und weiteren Nothilfe ist die gemeinsame Identität deutlich weniger ausgeprägt, auch wenn es manchen leichter fällt, allein oder mit anderen *Expats* zu entspannen als in der Gesellschaft oder potenziellen Beobachtung von Intervenierten. Schmerzhafte Unterschiede zu Intervenierten bleiben dennoch und bedürfen eines großen Einsatzes, eines langen Atems und teilweise erheblicher Zugeständnisse, um annähernd überwunden zu werden. Unabhängig davon, wem sich Intervenierende mehr zuwenden bzw. von wem sie sich abgrenzen, sind immer dieselben Dinge zu gewinnen: Sicherheit, Sinn und Legitimität.

Die dritte wichtige Kategorie, um Intervenierende zu beschreiben, ist Ungleichheit und Macht. Intervenierende sind Intervenierten gegenüber in einer ständigen Machtposition, dies wird von allen zivilen Gesprächspartnern problematisiert und analysiert. Die Ungleichheit zeigt sich an vielen verschiedenen Stellen: man kann sich mehr leisten, wird vom Arbeitgeber/Auftraggeber obendrein deutlich besser ausgestattet, und letztlich ist man frei zu gehen bzw. wird evakuiert, wenn Gefahr droht. Die eigene privilegierte Position fühlt sich für viele furchtbar an, nicht zuletzt in der Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe, wo seit längerer Zeit Diskurse zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit auf Augenhöhe das Rollenverständnis dominieren und entsprechend erhebliche Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit spürbar werden. Entsprechend vielfältig sind die Strategien, mit der Ungleichheit bzw. der eigenen Machtposition umzugehen. Man reflektiert und übt Bescheidenheit, man schummelt, frau betont die eigene Unterlegenheit, man nutzt das Machtgefälle für sich, man setzt sich für andere ein, man zieht sich zurück – alles um die kognitive Dissonanz auszuräumen, die schwer auszuhalten ist. Allein die Soldat_innen unter meinen Gesprächspartner_innen sprachen nicht in Begriffen von unangenehmer Ungleichheit und Macht. Wenngleich sie sehr wohl von Armut und Leid in der Interventionsumgebung eindrücklich wahrnehmen, dienen diese ihnen nicht zur eigenen Positionierung.

https://doi.org/10.14361/9783839443859-006 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND